

Sieg über

Frankreich

Berichte und Bilder

Herausgegeben vom

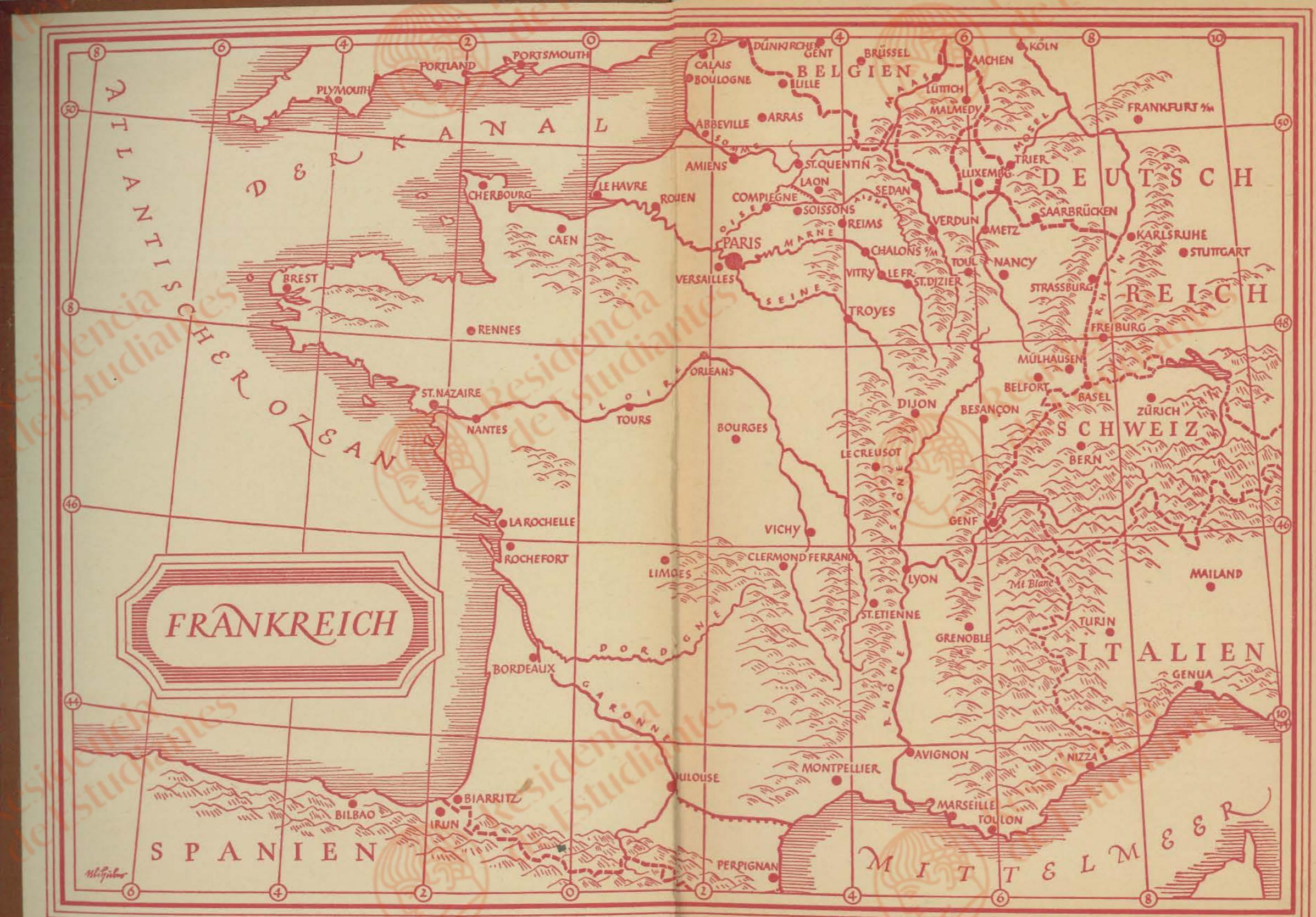
OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

Unsere Zeit
Geschehnisse
beiden großen
die Flandern.
Schlacht in Fr.
Stürme vor
den 38 Tagen
denkwürdigen
die deutschen
griff im West
dem 17. Juni.
die Niederlage
ist Frankreich
Symbol einer
Marschtritt d
zerbrochen.

Das Oberkom
macht hat n
stillstand mit
dokumentarisc
gegeben, um
umfangreiche
Erlebnisberic
Bildern, durch
skizzen erläut
Darstellung o
Krieges zu g

In schlichter
wird der über
im Westen
schnellen Vor
land, Belgien
um Dunkirch
durch die P
der Überwind
Stellung, von
um Festungs
und vom hell
aller Waffeng
zun deutschen
len Kampfsab
Erlebnisberic

Es ist ein s
ferischen Ge
daten, die i
für das hoh
freien, groß
Millionen w
ist dieses
Millionen a
Heimat mit
zen Anteil e
ist es Tatsac
alle Zeiten



C-254



Sieg über Frankreich

ten
wagen
leichter des
es neue
es bis
erer als
Buch zu
d Wucht
er Krieg
und zu
wurde.
und von
ann
in
und
z am
heraus-
Polen“
jen über
Sieg im
leichtlich
m Band
nen Ge-
genen ist.

organ
n
it eine
Kriegs-
bilbien
ir den
ist. Dom
ich als
len.

acht
raffen
macht
auszum
ber Be-
obetens
als mit
offlichen
ist die-
reicheit
t man
spiekt
t. Men
ie fän-
jen und
kommt!
weilens-
er Dinge.

Berlin

Sieg über Frankreich

Berichte und Bilder

Herausgegeben vom

OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

ZEITGESCHICHTE-VERLAG WILHELM ANDERMANN

BERLIN W 35

Unsere Zeit lebt schnell
Geschehnisse jagen sich
beiden großen Kriegsserei
die Flandernschlacht und
Schlacht im Frankreich, zu
Stürme vorübergebräu
den 38 Tagen zwischen
denkmalldigen 10. Mai, da
die deutschen Armeen zu
griff im Westen antraten
dem 17. Juni, an dem
die Niederlage zugeben
ist Frankreich und unter
Symbol einer Welt unter
Marschritt deutscher S
zerbrochen.

Das Oberkommando der
macht hat nach dem U
stillstand mit Frankreich
dokumentarische Buch
gegeben, um damit in
umfangreichen Sammlu
Erlebnisberichten und
Bildern, durch einige
Skizzen erläutert, eine po
Darstellung vom Ablau
Krieges zu geben.

In schlichter Soldaten
wird der überwältigen
im Westen geschilder
schnellen Vormarsch du
land, Belgien, von den f
um Dünkirchen, dem Du
durch die Maginot-Li
der Überwindung der W
Stellung, vom erbitterte
um Festungsanlagen u
und vom heldenmütige
aller Waffengattungen
zen deutschen Wehrma
len Kampfabschnitten zu
Erlebnisberichte dieses

Es ist ein stolzes Ma
ferischen Geistes unse
daten, die ihr Leben
für das hohe Ziel eines
freien, großdeutschen
Millionen waren dabe
ist dieses Buch Eri
Millionen auch haben
heimat mit brennend
zen Anteil genommen
ist es Tatsachenbericht
alle Zeiten Dokument

Einleitung

Der Feldzug im Westen, der, nachdem sich die feindlichen Heere durch acht Kriegsmonate Gewehr bei Fuß gegenübergestanden hatten, im Zeitraum von sechs Wochen neben der Besetzung von Holland und Belgien und der Versagung der britischen Expeditionsarmee vom europäischen Festland zur völligen Besiegung Frankreichs führte, hat als Waffenerfolg selbst in der deutschen Kriegsgeschichte nicht seinesgleichen. Auch wer die in kurzen Jahren aus dem Hunderttausendmanns- heer des Versailler Vertrags zur stärksten Armee der Welt entwickelte deutsche Wehrmacht auf Grund der soldatischen Fähigung der deutschen Nation und ihrer unvergleichlichen militärischen Tradition hoch bewertete, konnte nicht mit einem so raschen und vollständigen Siege rechnen. Der Deutsche verfügte den französisch-englischen Kräften gegenüber, denen vom Augenblick der Grenzüberschreitung an die holländische und belgische Armee zuzurechnen waren, über keine zahlensmäßige Überlegenheit. Er war nicht durch eine günstige strategische Ausgangsstellung bevorzugt. Ein erheblicher Teil der französischen Front stützte sich auf die als unüberwindlich geltende Maginotlinie. Auch die französische Armee durfte sich einer glorreichen Tradition rühmen, und die Erfahrungen des Weltkrieges hatten den Engländer trotz unzureichender Ausbildung und oft mangelhafter Führung als zähen und todesverachtenden Gegner erwiesen. So schien die Schalen an der Waage des Kriegsgeschicks gleich belastet. Dem unparteiischen Beobachter mochte die Rechnung der Westmächte nicht unbegründet scheinen, die davon ausging, daß deren unbegrenzte Hilfsmittel ihnen je länger je mehr die Überlegenheit über das, wenn auch unvollkommen, blockierte Deutschland sichern müßten und eine deutsche Offensive mit ihrem als unermesslich veranschlagten Materialverbrauch den Alliierten in die Hände arbeiten werde. Dabei war freilich das Steckenbleiben des deutschen Angriffs vorausgesetzt, auf das man aber um so mehr zählen zu dürfen glaubte, als das strategische Denken des Gegners sich trotz der Erfahrungen in Polen und Norwegen nicht von Weltkriegsanalogien zu lösen vermochte.

Aber dann verlief alles auf eine Weise anders, die den Flug der kühnsten Einbildungskraft übertraf. Am 10. Mai überschritten die deutschen Armeen die holländische, belgische und luxemburgische Grenze. Bereits am fünften Tage der Offen-

sive erteilte der holländische Befehlshaber seinen Truppen den Befehl zur Einstellung des Kampfes. Am 28. Mai kapitulierte die belgische Armee bedingungslos. Drei Wochen nach Beginn der Offensive waren die 1., 7. und 9. französische Armee — Elitetruppen, darunter fast die gesamten motorisierten Formationen der Franzosen — aufgerieben, das britische Expeditionsheer ins Meer geworfen. Am 4. Juni fiel Dünkirchen, die letzte noch in Feindeshand befindliche Seefestung in Flandern. Am 14. Juni marschierten die deutschen Truppen in Paris ein. Drei Tage später erklärte Marschall Pétain als Haupt der französischen Regierung, Frankreich müsse die Waffen niederlegen. Der 21. Juni brachte den Abschluß des Waffenstillstandes im Wald von Compiègne.

Diese wahrhaft unfassbaren Erfolge wurden mit verhältnismäßig geringen, mit Weltkriegsziffern nicht vergleichbaren Verlusten und einem Materialaufwand erkauft, der durch die riesenhafte Beute mehr als wettgemacht war. Die deutsche Wehrmacht ging gestärkt und an Kriegserfahrung und Siegesgewißheit bereichert aus einem Ringen hervor, das England eine Armee gekostet und den kontinentalen Gegner Frankreich ausgeschaltet hatte.

Es wird der Geschichtsschreiber und Dichter einer Generation bedürfen, um das Geschehen dieser Wochen aufzuzeichnen und zu gestalten. Aufgabe der hier gesammelten und mit blutigen Opfern der oft in vorderster Linie eingesetzten Frontberichter erkauften Aufzeichnungen ist es, den Truppen, die im Westen kämpften, einen ersten Lorbeerkrantz zu stecken und dem deutschen Volk aus erster Hand eine Vorstellung zu geben von den wesentlichen Etappen eines Feldzuges, der ein so überraschend anderes Gesicht trug als die Kampfbilder, die in der Erinnerung der Weltkriegsgeneration, oft unter gleichen Namen, lebendig sind. Lüttich — Longwy — Maasübergang — Marne — Langemarck — Verdun — Somme — Hartmannsweiler Kopf — Donon — nicht zuletzt Compiègne: Namen, beschwert von dem Gedanken an glorreiches, blutiges, schmerzliches Geschehen. Die düsteren Tüge, welche viele von ihnen im deutschen Bewußtsein tragen, prägt der Siegeslauf von 1940 um und löst so eine Schuld gegenüber den Gefallenen des Weltkrieges ein, an deren Lösung manch einer der Kämpfer von damals teilhaben durfte.

Es ist natürlich, daß der Sieg über Frankreich dem deutschen Bewußtsein in erster Linie als ein Gegenschlag gegen Versailles erscheint. Zwar hatte der Deutsche in dem Wunsch, mit dem westlichen Nachbarn in Frieden zu leben, das Seine getan, um einen Strich unter das Geschehene zu ziehen. Der Schmerz um den Verlust der Reichslande wurde verdrängt. Man kann ohne Übertreibung feststellen, daß eine Revanchestimmung im deutschen Volk keinen Boden hatte, so daß es in die neue Auseinandersetzung mit dem „Erbfeind“ stimmungsmäßig mit der Front nicht gegen diesen, sondern gegen England eintrat. Aber unter der Oberfläche schwärzte die Wunde, und der Friedensvertrag wie die französische Politik haben alles getan, um sie nicht zum Heilen kommen zu lassen.

Frankreich hat in dem Gedenken Deutschlands stets eine Bedrohung seiner eigenen Existenz oder mindestens der von ihm beanspruchten Vormachtstellung in Europa gesehen. In den Anweisungen an Choiseul, Gesandten Ludwigs XV. in Wien, heißt es: „Das politische Ziel der Krone Frankreichs ist es immer gewesen und ist es noch: in Europa die erste Rolle zu spielen, die ihrem Alter, ihrer Würde und ihrer Größe zukommt, und jede Macht herabzudrücken, die versuchen sollte, sich über die ihrige zu erheben.“ Die konkurrierende Macht, die es dabei durch die Jahrhunderte in erster Linie im Auge hat, ist naturgemäß der deutsche Nachbar. Damit ergibt sich von der Scheidung des Reiches Karls des Großen in zwei Hälften im Vertrag von Mersen (870) bis auf unsere Tage die aggressiv feindliche Haltung des nach dem Rhein und mit ihm nach der Hegemonie in Europa strebenden Westreiches gegen das Reich der Mitte. Die Schicksalhaftigkeit dieser Konflikte und die Folgerichtigkeit der französischen Politik wird deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß, kaum daß es ein „Frankreich“ gibt, dessen elementarer Gegensatz gegen das Ostfrankenreich zum Ausdruck kommt. Schon wenige Jahre nach Mersen führt Karl der Kahle seine Vasallen in den Kampf gegen die Söhne Ludwigs des Deutschen und läßt diesen sagen, er käme mit so vielen Pferden, daß sie den Rhein aussäufen könnten. Seine Niederlage bei Andernach (876), die erste blutige Auseinandersetzung zwischen Deutschem und Welsch, rettet dem Reich der Deutschen den Rhein.

Aber die französischen Aspirationen bleiben die gleichen. Von Andernach bis Versailles führt ein gerader Weg. Je mehr sich Frankreich zum imperial gerichteten Einheitsstaat ausformt, desto drängender wird sein Wunsch nach den „klassischen“ Grenzen des cäsarischen Galliens, desto nachdrücklicher strebt es danach, den Rhein zu beherrschen und das auf das Ufer des Stromes verwiesene Deutschland in einen Zustand der Ohnmacht zu versetzen. Denn darin sieht es die einzige denkbare Befriedigung des Strebens nach Sicherheit, das keine moderne französische Dekadenzerscheinung ist, sondern den Franzosen im Blut steckt, seit Ariovist seine Sueven über den Rhein führte, ja seit die Simbren und Teutonen wie ein Naturereignis über die Côte d'Or in das Innere Galliens einbrachen. „Unter der Hand die Angelegenheiten Deutschlands in den größtmöglichen Schwierigkeiten halten“, so formulierte Marillac, Unterhändler König Heinrich II. (1547—1559) den durch die gesamte französische Geschichte leitenden Grundsatz der französischen Politik. Offene Kriege mit dem Reich suchte man wenn möglich zu vermeiden, und auch mäßlose ostrheinische Eroberungen lagen nicht im französischen Programm; als der Korse Napoleon dies überschritt, geschah es zu seinem Verderben. Aber man wünschte und förderte die Zersetzung des Deutschen Reichs mit Hilfe des Systems des Schutzes der deutschen „Freiheiten“ — mit welchem Erfolg, zeigt der Westfälische Frieden (1648), der als Abschluß des Dreißigjährigen Krieges das Heilige Römische Reich Deutscher Nation in 350 Staaten auflöste und dem König von Frank-

reich im Reich mehr Einfluss sicherte, als ihn der Kaiser selber hatte. Hatte jener sich doch sogar das Recht vorbehalten, sich auf dem deutschen Reichstag durch einen Bevollmächtigten vertreten zu lassen, dessen Aufgabe es war, die Arbeiten der Versammlung zu überwachen und ihre Diskussionen zugunsten des französischen Staates zu lenken. So und nur so glaubte man, die Barbarengefahr zu bannen und die Zivilisation sichern zu können.

Die Methode bewährte sich. Sie blieb bis ins 19. Jahrhundert in Kraft, wie die Rheinbundpolitik Napoleons I. bezeugt, und die Gründung des Bismarckischen Reichs, womit der gefürchtete mitteleuropäische Gegenspieler in neuer Form wieder auferstanden war, wurde nur durch das „Versetzen“ der französischen Politik ermöglicht, eine Geschichtsminute zu spät gewahr geworden zu sein, daß Frankreich nicht mehr in Habsburg, sondern in Preußen den deutschen Gegner zu sehen habe. So blieb es im Dänischen Kriege neutral, und so stand die französische öffentliche Meinung 1866 ausgesprochen auf Seiten Preußens, ja Paris illuminierte für dessen Sieg über Österreich bei Königgrätz.

Der Weltkrieg schien Frankreich noch einmal die Möglichkeit zu bieten, das Verzäumte nachzuholen. Die Rheingrenze wurde mindestens am Oberhein wieder erreicht. Deutschland war zu Boden geworfen und entwaffnet. Der Friedensvertrag war darauf abgestellt, seine Wiederaufrichtung hintanzuhalten und das Erreichte mit Hilfe der Völkerbundsmaschinerie und neugeschaffener französischer Vasallenstaaten zu sichern. Aber das Entscheidende misslang: Rheinland und Pfalz blieben deutsch. Die deutsche Einheit blieb nicht nur erhalten, sondern ging gefestigt aus Umsturz und Notzeit hervor.

So war der Triumph Frankreichs trotz scheinbar unbeschränkten Machtzuwachses zum Pyrrhusieg geworden, dessen es nicht froh wurde. Von dem Aderlaß der vier blutigen Jahre hat es sich nie mehr völlig erholt, während die Vitalität Deutschlands sich ungebrochen zeigte. Die Volkskraft der beiden Nachbarstaaten stand im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Machtstellung. Am Ausgang des Dreißigjährigen Krieges betrug der Anteil Frankreichs an der Einwohnerzahl Europas etwa 20%, bei Beginn des jetzigen Krieges nur noch 8%. Von 1800 bis 1950 stieg die Bevölkerung im Gebiet der Nachkriegsgrenzen des Deutschen Reiches von 25 auf 66 Millionen, die Frankreichs von 28 auf nur 41 Millionen. Das erklärt den Wunsch Frankreichs, im Kriegsfall ein verbündetes Menschenreservoir zur Verfügung zu haben, ein Bedürfnis, das im Weltkrieg durch Russland und, als dieses ausfiel, durch die Vereinigten Staaten befriedigt wurde, während England 1940 weder bereit noch in der Lage war, die Lücke zu füllen. Das in Versailles errichtete allzu künstliche Gebäude der Sicherung aber erwies sich bald als brüchig und war zu Fall gebracht, ehe der neue Waffengang begann. Damit aber war, da auch die altbewährte französische Kriegskunst sich nicht zu verjüngen vermocht hatte, dessen Ausgang entschieden.

Frankreich, das sich so gerne seiner Abkunft von Karl dem Großen erinnert, ist sich nie bewußt geworden, daß ihm aus dem Erbe des großen Frankenkaisers das wichtigste Gut nicht zuteil geworden ist: die europäische Verantwortung, die Deutschland als dem Kolonialator des europäischen Herzlandes und dem Beschützer des Erdteils gegen die Stürme aus dem Osten als unveräußerliche geschichtliche Aufgabe zufiel. Die Methode, die Frankreich die Vorherrschaft sichern sollte, war die Schaffung und Erhaltung einer europäischen Anarchie, während Deutschlands Machtanspruch unlösbar ist von der Verpflichtung auf die Herstellung einer organischen Ordnung in Europa. Darum kommt Deutschland das letzte Wort in dem tragischen Dialog zwischen Ost- und Westreich zu, der durch zwei Jahrtausende die Geschichte als eine waffenkrirende Auseinandersetzung durchzieht.

Wie dem einzelnen, so kann es auch einem Volk geschehen, daß, was oft mit dem Einsatz der Existenz erstrebzt und nicht erreicht wurde, ihm eines Tages gewissermaßen nebenbei zufällt. Das deutsche Volk war ausgezogen, um England zu schlagen, und nach Wochen, die schon heute wie ein Traum scheinen, ist ihm ein Sieg über Frankreich zuteil geworden, der nicht nur die Schmach von 1918 führt, sondern das älteste und schwerste Problem deutscher Geschichte seiner Lösung nahebringt. Der Rhein, „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“, der für Frankreich stets nur politisch-strategisches Ziel war, für den Deutschen aber ein mit der Kraft des Mythos umkleidetes Symbol ist, an das von jeher sein Schicksal geknüpft war, fließt wieder zwischen deutschen Ufern.

Der Kampf gegen England geht weiter. Aber während der Wille des Volkes auf den Sieg gerichtet bleibt, der noch im Felde liegt, sei es sich, wenn ihm vom Krieg im Westen berichtet wird, bewußt, daß dort nicht nur der deutsche Soldat zu manchem alten Lorbeer neuen fügte, sondern daß in jenen Frühlingsmottagen des Jahres 1940 auch die letzte Runde in dem ältesten Spiel europäischer Geschichte gespielt — und von Deutschland gewonnen wurde.

Den Erfolg, der ihm 1918 nach vier mit glorreichen Waffentaten erfüllten Jahren entglitt, dankt es heute seinem Führer: Er schenkte den Deutschen die stärkste Wehrmacht der Welt und führte diese in einem Feldzug, der einem Triumphzug gleichkam, zum Sieg über Frankreich.

Der Führer verkündete vor dem Großdeutschen Reichstag
am 19. Juli 1940:

Ich habe mich entschlossen, als Führer und Oberster Befehlshaber der deutschen Wehrmacht die Ehrung der verdientesten Generale vor jenem Forum vorzunehmen, das in Wahrheit die Vertretung des ganzen deutschen Volkes ist. Ich muss nun an die Spitze jenen Mann stellen, bei dem es mir schwer fällt, den genügenden Dank für die Verdienste zu finden, die seinen Namen mit der Bewegung, dem Staat und vor allem der deutschen Luftwaffe verbinden.

Seit der Gründungszeit der SA ist Parteigenosse Göring mit der Entwicklung und dem Aufstieg der Bewegung verbunden. Seit der Übernahme der Macht haben seine Arbeitskraft und Verantwortungsfreudigkeit für das deutsche Volk und das Deutsche Reich auf zahlreichen Gebieten Leistungen vollbracht, die aus der Geschichte unseres Volkes und Reiches nicht weggedacht werden können.

Seit dem Wiederaufbau der deutschen Wehrmacht wurde er zum Schöpfer der deutschen Luftwaffe. Es ist nur wenig Sterblichen gegeben, im Zuge eines Lebens ein militärisches Instrument aus dem Nichts zu schaffen und zur stärksten Waffe ihrer Art in der Welt zu entwickeln. Er hat ihr vor allem seinen Geist gegeben.

Generalfeldmarschall Göring hat schon als Schöpfer der deutschen Luftwaffe, als einzelner Mann den höchsten Beitrag für den Neuaufbau der deutschen Wehrmacht geleistet. Er hat als Führer der deutschen Luftwaffe im bisherigen Verlauf des Krieges mit die Voraussetzungen zum Sieg geschaffen.

Seine Verdienste sind einmalig! Ich ernenne ihn daher zum Reichsmarschall des Großdeutschen Reiches und verleihe ihm das Großkreuz des Eisernen Kreuzes.

Für die Verdienste um den Sieg der deutschen Waffen im Kampf für die Freiheit und Zukunft unseres Großdeutschen Reiches befördere ich nun:

den Oberbefehlshaber des Heeres Generaloberst von Brauchitsch zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten von Rundstedt, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe A, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten Ritter von Leeß, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe C, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten von Bock, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten List, Oberbefehlshaber der 12. Armee, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten von Kluge, Oberbefehlshaber der 4. Armee, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten von Wittleben, Oberbefehlshaber der 1. Armee, zum Generalfeldmarschall,

den Generalobersten von Richthofen, Oberbefehlshaber der 6. Armee, zum Generalfeldmarschall.

Ich befördere:

den General Halder, Chef des Generalstabes des Heeres, zum Generaloberst,

den General Dollmann, Oberbefehlshaber der 7. Armee, zum Generaloberst,

den General Freiherr von Weichs, Oberbefehlshaber der 2. Armee, zum Generaloberst,

den General von Kühlner, Oberbefehlshaber der 18. Armee, zum Generaloberst,

den General Busch, Oberbefehlshaber der 16. Armee, zum Generaloberst,

den General Strauß, Oberbefehlshaber der 9. Armee, zum Generaloberst,

den General von Falkenhayn, Militärbefehlshaber in Norwegen, zum Generaloberst,

den General von Kleist, Kommandierender General des XXII. AK., zum Generaloberst,

den General Ritter von Schobert, Kommandierender General des VII. AK., zum Generaloberst,

den General Guderian, Kommandierender General des XIV. AK., zum Generaloberst,

den General Hoth, Kommandierender General des XV. AK., zum Generaloberst,

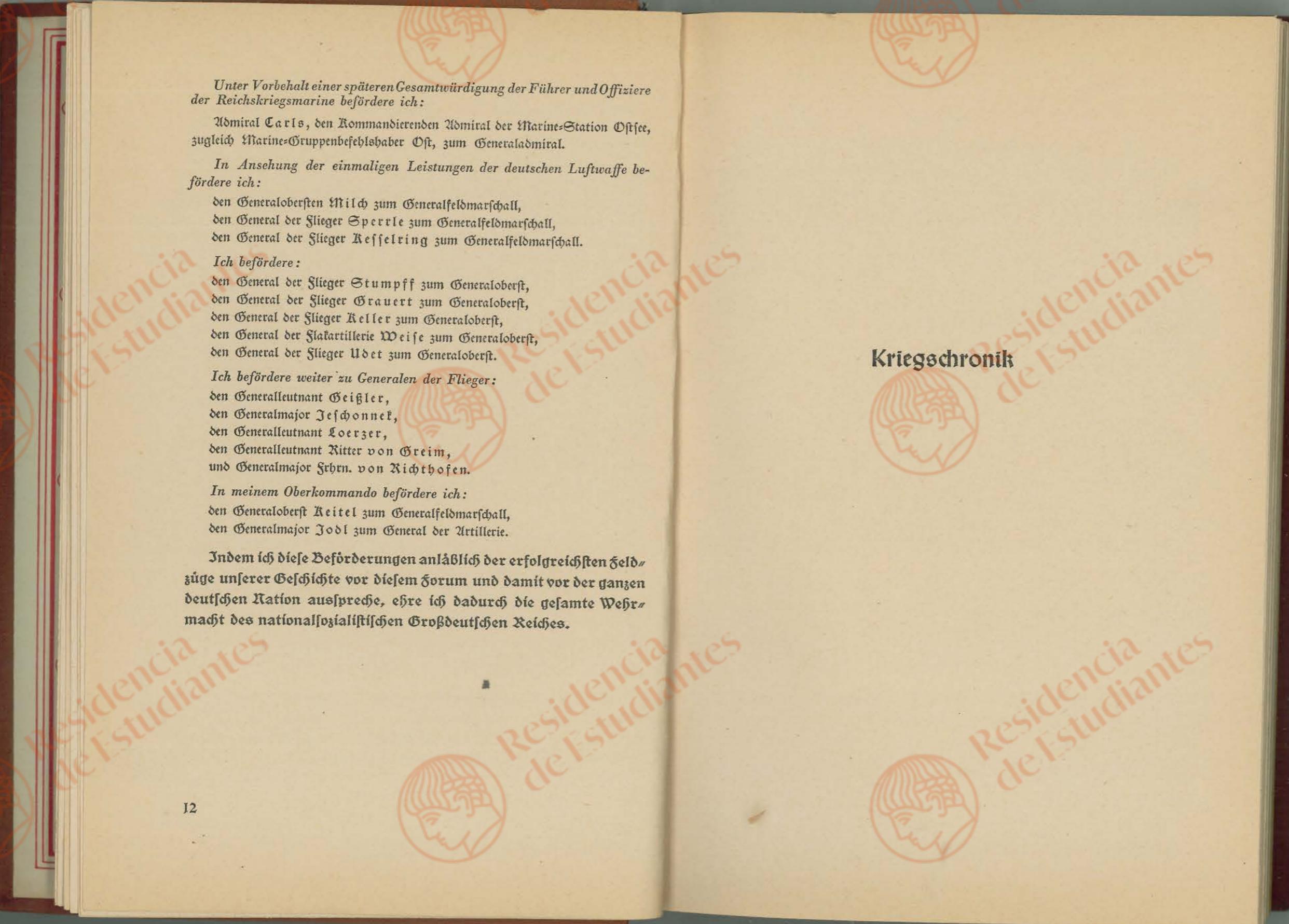
den General Haase, Kommandierender General des III. AK., zum Generaloberst,

den General Hoeppner, Kommandierender General des XVI. AK., zum Generaloberst,

den General Fromm, Chef der Heeresrüstung und Befehlshaber des Ersatzheeres, zum Generaloberst;

unter Berücksichtigung der einmaligen Verdienste befördere ich:

Generalleutnant Dietl, Kommandierender General des Gebirgskorps in Norwegen, zum General der Infanterie und verleihe ihm als ersten Offizier der deutschen Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.



hatten den Feind rechtzeitig erkannt. Er verschwand sofort wieder in den Wolken. Aber aus den Wolkenschleieren kamen die Tommies wieder zum Vorschein. Die erste Gruppe lag dicht neben den feindlichen Flugzeugen. Aus einem von ihnen schoss eine Stichflamme hervor, und unter dem Jubelgeheul der Kanoniere stürzte der Engländer, eine helle Flamme nach sich ziehend, senkrecht zur Erde nieder. Eine riesige schwarze Rauchwolke schoss über der Aufschlagsstelle hoch.

Drei englische Fairey Battles griffen im Tiefflug an. Als die Engländer die Batterie in nur fünf Meter Höhe übersprangen, jagten die leichten Geschütze ihnen einige Gruppen nach, zunächst ohne Erfolg. Das Feuer musste den Briten aber doch unangenehm gewesen sein, denn sie nahmen eine leichte Kursänderung vor. Sie jagten genau auf eine Nachbarbatterie zu, die durch das Feuer schon aufmerksam geworden war. Die leichten Flak dieser Batterie schoss in wenigen Sekunden alle drei Engländer ab. Es gab, von uns genau beobachtet, drei Stichflammen. Bei der geringen Höhe, in der sie flogen, rasten die drei Engländer mit Vollgas in den Boden. Ungeheure Detonationen dröhnten herüber, und dann trieben wieder die bewussten schwarzen Rauchwolken, Zeichen des Benzinbrandes, über die Stellung hinweg.

Einige Sekunden später erschienen wieder drei Engländer, diesmal waren es Bristol Blenheims. In über 1000 Meter Höhe zogen sie über die Stellung. Eine Maschine trennte sich von der Kette und warf eine Bombe. Die Kanoniere sahen sie fallen, verfolgten ihre Flugbahn und freuten sich nicht schlecht, als sie 400 Meter neben der Batterie einschlug. Der Engländer, ein ganz frecher Bursche, war nach dem Abwurf tief heruntergestoßen und nahm die Batterie unter MG-Feuer. Unmittelbar hinter diesen drei Blenheims erschienen zwölf weitere, die etwas höher flogen. Raum waren sie aus dem Feuerbereich verschwunden, da erschienen wiederum drei Blenheims. Auch diese drei bekamen ihren Segen ab, der sie zersprengte.

Die Engländer schien die Taktik zu verfolgen, die Batterie, die ihnen schon reichlich unangenehm geworden war, durch rollende Angriffe zu verwirren, um dann ungestört ihre Bomben auf die Brücken werfen zu können. Der Batteriechef hatte diese Vermutung kaum geäußert, als sie auch schon durch das Erscheinen weiterer drei Blenheims bestätigt wurde. Die Batterie zersprengte die drei, stoppte aber das Feuer ab, da zwei deutsche Jäger hinter den Blenheims auftauchten. Von unseren Jägern verfolgt, brausten die Engländer nach Westen ab. Die Kanoniere starren ihnen nach und freuten sich über das rasende MG-Feuer, das aus der Höhe tönte. Deutlich konnten sie die schnellere Schussfolge der deutschen MGs gegenüber dem langsamem Tak-tak-tak der englischen Heckschützen unterscheiden. Nach kaum einer Minute zeigte die eine Blenheim eine Stichflamme und verschwand brennend hinter Bäumen aus dem Gesichtsfeld.

Ein Kanonier meinte, die Woche fängt gut an, als auch schon der nächste Angriff kam. Von Westen raste in 50 Meter Höhe eine einzelne Blenheim heran. Die leichten Geschütze hatten sie schon aufgefasst und feuerten aus allen Rohren. Die



Der Führer verleiht die neuen Marschallstäbe





Deutsche Fallschirmjäger über Den Haag

Eroberer des Forts Eben-Emael



Blenheim drehte ab, und — wie aus dem Himmel gefallen, saß ihr eine Rote Messerschmittjäger im Nacken. Ein kurzer Feuerstoß, und mit hellen Flammen zerschellte der Engländer auf der Erde.

Wenn sich auch unsere Kanoniere, die ja monatelang in Deutschland untätig in Feuerstellung gelegen hatten, über diesen Nordsbetrieb freuten, so waren sie doch nicht böse, daß wenigstens das Mittagessen an diesem denkwürdigen Sonntag nicht gestört wurde. Und sie buchten dem Engländer dafür ein kleines Plus. Auch eine kleine Ruhepause nach dem Essen war den Kanonieren noch vergönnt. Aber dann ging es wieder los. Diesmal waren es die lieben Bundesgenossen, die Franzosen. Am frühen Nachmittag erschienen vier Heckenspringer über Maastricht, es waren französische Bomber vom Baumuster Bréguet 690. Schon in Maastricht waren sie durch leichte Flak bespuckt worden. Die Franzmänner kamen in acht bis zehn Meter Höhe angejagt. Schon etwa zwei Kilometer vor unserer Batterie zerknallte eine Bréguet auf dem Boden. Sie war von einem leichten Geschütz der Nachbarbatterie erledigt worden.

Die drei übriggebliebenen kamen mit genauem Kurs auf unsere Batterie zu und schossen schon von weitem aus ihren Bug-MGs. Unsere leichten Geschütze feuerten, was sie konnten. Innerhalb einer einzigen Sekunde zeigten zwei der Angreifer Stichflammen, schlügen auf der Erde auf und explodierten. Die vierte Bréguet wurde eine Sekunde später brennend abgeschossen. Der ganze Vorgang, der die Vernichtung von vier schweren französischen Bombern in sich schloß, hatte zehn Sekunden gedauert.

Erst nach dem Abendbrot gab es wieder Alarm. Zwei Blenheims erschienen, in Bodennähe fliegend und von den leichten Geschützen heftig unter Feuer genommen. Der eine Engländer zeichnete deutlich auf die Treffer, bekam dann aber mehrere Volltreffer durch die leichte Flak einer Nachbarbatterie und stürzte über Maastricht brennend ab. Dieser Brüte hatte die Batterie mit MGs und einem Geschütz beschossen. Zum Glück gab es keine Verluste, obwohl die Einschläge ringsherum am Boden zerknallten. Dass dieser Bomber aber eine Verpflegungskiste restlos zerschossen hatte, das haben ihm die Kanoniere schwer übel genommen. Die zweite Blenheim flog etwas abgesetzt von der ersten und wurde, während die erste abkürzte, von den Salven unserer Batterie getroffen. Sie flog brennend über einen Kilometer weit, setzte in zweitausend Meter Entfernung von der Batterie auf und explodierte eine Minute später. Die Besatzung wurde gefangen genommen.

Bedarf es noch der Versicherung, dass es in diesem Krieg bisher kaum eine Flakbatterie gegeben hat, die so vergnügt wie diese am Abend dieses denkwürdigen Kampftages die Stahlhelme abnahm und sich den Schweiß aus dem Gesicht wischte? Dieser eine Tag war den Kanonieren reichste Belohnung für die vielen Monate untätigen Wartens und Lauenrs.

Büsche sichernd, bis zu einem dichten Strauch, zwanzig bis dreißig Meter entfernt vom Waldrand, vor.

Nach 20 Minuten ergebnislosen Straßenabsuchens hatten wir endlich das Glück, beim ersten Lichtschein am Boden einige feindliche Kolonnen zu fassen, bevor sie ihren nächtlichen Marsch beenden und gut getarnten Unterschlupf beziehen konnten. Es nutzte ihnen nichts mehr, daß sie anhielten und unter Bäumen Deckung suchten. Einmal erkannt, waren sie schnell einorientiert und gemeldet.

Nun galt es noch die Waffengattung festzustellen. Ich rief durch die Eigenverständigung meinem Flugzeugführer zu, tiefer zu gehen, und ruckhaft setzte er zum Sturzflug an. In diesem Augenblick, in dem man nur durch den straff gespannten Stehgurt in dem Flugzeug festgehalten wird, hatte ich Pech. Der Verschluß des Gurtes gab plötzlich nach, und ehe ich recht wußte, was geschah, war ich bereits aus der Maschine hinausgeschleudert.

Mich dauernd in der Luft überschlagend, sauste ich der Erde zu. Instinktiv hatte ich sofort den Anzugsgriff des Fallschirms erfaßt; aber ich ließ mich erst noch einige hundert Meter fallen, da mir meine Lage schnell zum Bewußtsein kam und ich deshalb möglichst kurze Zeit am schwebenden Fallschirm hängen wollte. In etwa 600—800 Meter Höhe zog ich den Griff. Ein scharfer Ruck in den Gurten, die weiße Seidenglocke hatte sich über mir geöffnet. Die letzten 100 Meter fiel ich sehr rasch, die Erde stürzte förmlich auf mich zu. Die Gurte lösen, um nicht vom Fallschirm noch mitgeschleift zu werden, und die letzten Meter einfach springen, das alles geschah blitzschnell. Trotzdem ich den Sprung so gut wie möglich abzufedern suchte, knallte ich ziemlich unsanft auf den Boden auf, verletzte mit Knie und Stirn. Glücklicherweise landete ich etwa 250 Meter abseits der Straße am Rande eines Wäldchens, das mich der Sicht meiner Verfolger entzog. Schnell war ich wieder auf den Beinen. Die hinderliche ST-Haube heruntergerissen, und schon war ich humpelnd im dichten Gestrüpp des Wäldchens verschwunden.

Noch am Fallschirm hängend hatte ich beobachtet, daß die meisten Franzmänner dem Ostrand des Wäldchens zuliefen, wahrscheinlich um mir den Rückzug nach Osten und das Durchkommen zu den größeren Waldgebieten dort abzuschneiden. Also möglichst schnell dahin, wo sie mich sicher am wenigsten vermuteten, in Richtung auf die Kolonne zu, durch das Gehölz hindurch. Richtig! Am anderen Waldrand noch kein Mensch zu sehen. Und Schwein muß man haben! Etwas seitwärts ein kaum mannsbreiter Wassergraben, der sich in die Wiesen zwischen Wald und Straße hineinzieht, rechts und links begleitet von Koppelzäunen und von einzelnen Dornbüscheln überschattet. Kurz entschlossen schleiche ich am Gestrüpp entlang, lasse mich auf dem Bauch ins Wasser gleiten und arbeite mich, in Deckung der Büsche sichernd, bis zu einem dichten Strauch, zwanzig bis dreißig Meter entfernt vom Waldrand, vor.

Raum habe ich mich unter den Wurzeln versteckt und meine gelblichbraune

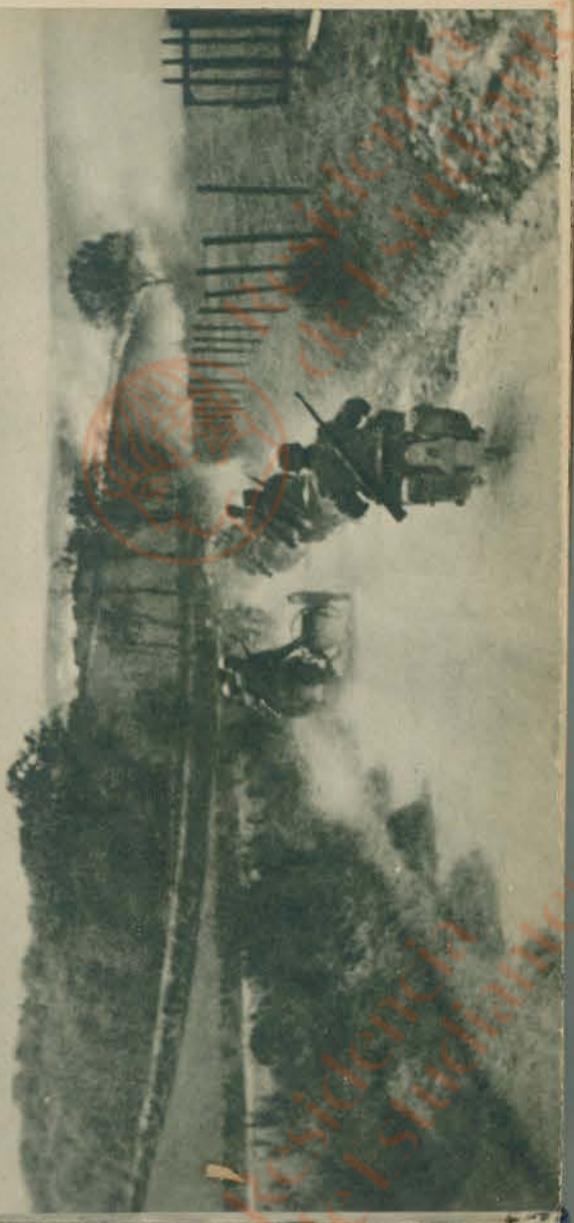


Bombenangriff auf einen Bunker
Erstürmung des Forts Boncelles

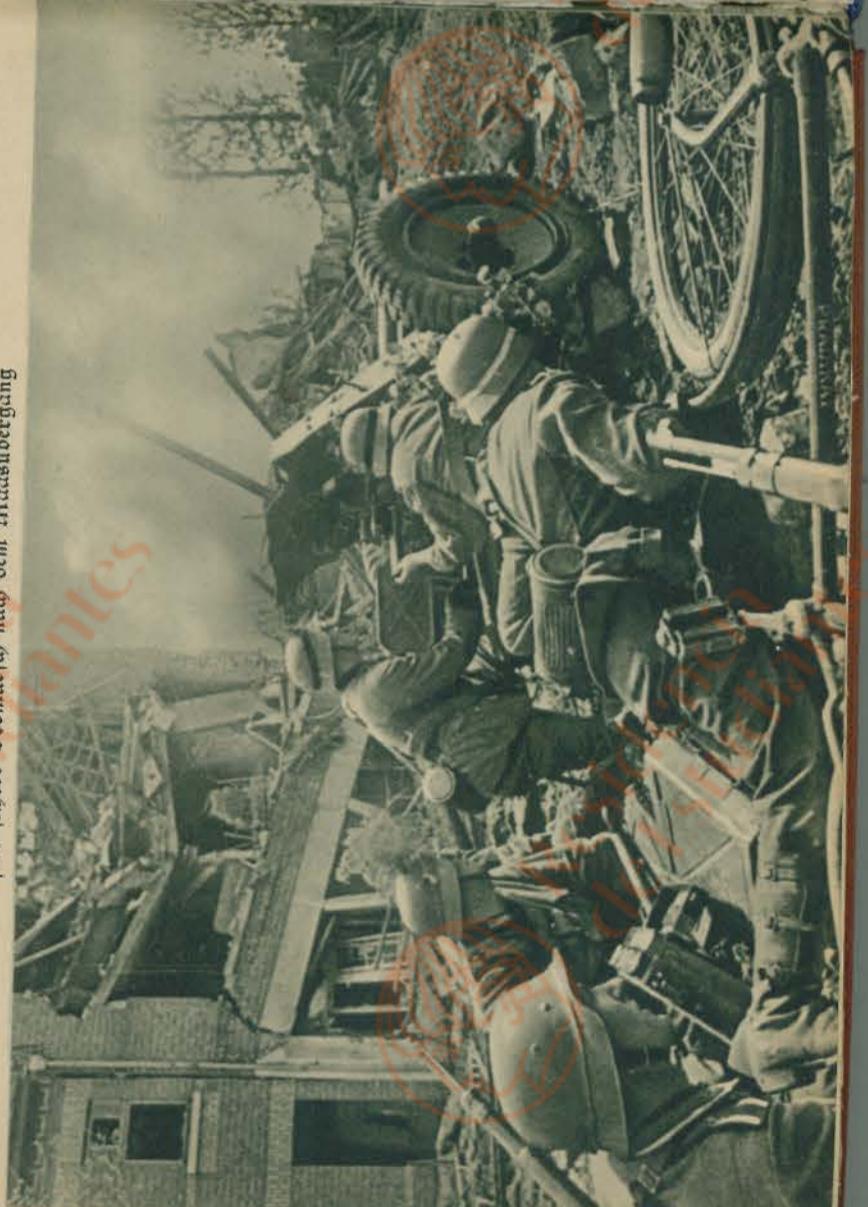




Ulmens nach dem Kampf
Radlungen beim Normarß



Normarß über den Maas-Schelde-Kanal
Pf südert Normarß nach dem Maasübergang





Sommerkombination mit Schlamm und angeschwemmten Zweigen getarnt, als auch schon ein paar Franzosen angebracht kommen und mit aufgepflanztem Seiten- gewehr dicht an mir vorbei dem Waldrand zueilen. Vorsichtig luge ich durch die Zweige und sehe überall Soldaten und auch eine Menge Zivilisten auf den Wald zulaufen. Etwa zwei Stunden haben sie dann das Gehölz nach allen Richtungen durchkämmt, und ich musste trotz meiner unbehaglichen Lage über ihren Eifer lächeln.

Gegen Mittag zogen die Zivilisten mit enttäuschten Gesichtern ab, nur die Soldaten bezogen rund um das Wäldchen Postenstellungen, und ab und zu fuhren einige Beiwagenträger Streife. Ein Doppelposten saß keine fünf Meter von mir entfernt an demselben Graben und zwang mich dazu, unbeweglich wie ein Stein- klotz zu liegen.

So troch der Tag unendlich langsam zwischen Hoffen und Bangen dahin, und ich versuchte mir oft vorzustellen, was wohl die Staffellameraden, besonders mein alter Slugzeugführer und die Besatzung, jetzt machten.

Gegen Abend erschienen in einigen Abständen unsere Kampfverbände und bezogen die Straßen mit Bomben. Dann flüchtete das ganze Aufgebot in panischem Schrecken auf das Wäldchen zu. Die Erquickung, die Glieder mal kurz bewegen zu können, ließ das unangenehme Gefühl, im Bereich der Bombenwirkung zu liegen, gar nicht aufkommen.

Schließlich ging dieser Tag doch zur Neige, und bei Beginn der Dunkelheit troch ich vorsichtig weiter im Bach entlang. Als ich von den Posten weit genug entfernt war, überquerte ich die Wiese und ging, um nicht weiter aufzufallen, mit dem im ersten Abenddämmer wieder aufgelebten Flüchtlingsstrom ein Stück nach Westen.

Als ich mich allmählich sicher fühlte, machte sich die Spannung des vergangenen Tages doch bemerkbar. Vollkommen übermüdet, mit knurrendem Magen und zähneklappernd vor Müsse und Kälte suchte ich mir ein dichtes Gestrüpp und schließ, nachdem ich mich darin sorgfältig getarnt hatte, sofort ein. Als die Sonne schon warm durchs Laub schien, wachte ich auf, rauchte zur Vertreibung des Hungers eine zerweichte und wieder getrocknete Zigarette und überdachte meine Lage. 150 Kilometer vor der Front war ich gestern gelandet. Wenn unsere Erdtruppen weiter so schnell vorwärts kamen wie anfangs, konnten sie in zwei bis drei Tagen hier sein. Wenn ich mich selbst 100 Kilometer durchschlagen müßte, brauchte ich bestensfalls fünf bis sechs Tage. Also das Schlechteste angenommen, meinen Schatz von sechs Zigaretten auf die voraussichtliche Reise verteilt, nach dem Stand der Sonne ungefähre Richtung Ost gepeilt, und weiter ging's.

Zur besseren Beobachtung des Geländes immer am Waldrand entlang oder jede Deckung ausnutzend über Wiesen und Felder, dann wieder mal auf Feldwegen frech als harmloser Wanderer, legte ich, alle Siedlungen umgehend, an diesem Tage etwa 20 Kilometer zurück und erreichte am späten Nachmittag wieder die Straße,

Riesige Krater bis zu zehn Meter Durchmesser sperren den Weg, sodaß sich die Truppe erst unter Umgehung des Kraters einen neuen Weg durch starkes Unterholz und teilweise nach Räumung von Minenfeldern bahnen muß. Aber nach kaum mehr als 24 Stunden hat die deutsche Spitz bereits die französisch-belgische Grenze erreicht.

Am Pfingstsonntag verläuft die feldgraue Front schon auf dem Boden Frankreichs. Dort liegt Sedan. Und nun tritt der Kampf in das Stadium eines zähnen Ringens um jeden Fußbreit Boden ein. Im Vorfeld der Maginotlinie tauchen deutsche Stahlhelme auf. Vor ihnen liegt der Poilu in zahllosen kleinen und starken Stellungen, im Wald, in den Straßen, in den Ortschaften. Deutsche und französische Soldaten sind bereit, die Klingen zu kreuzen.

Der deutsche Angriff ist im Zuge. Panzer brechen die ersten Widerstandslinien auf. Infanteristen und Pioniere bemächtigen sich — Schulter an Schulter kämpfend — der von den Franzosen zäh verteidigten Sperren und Stellungen. Schritt um Schritt gehen sie vor. Ein Ort nach dem andern wird nach hartem Kampf genommen.

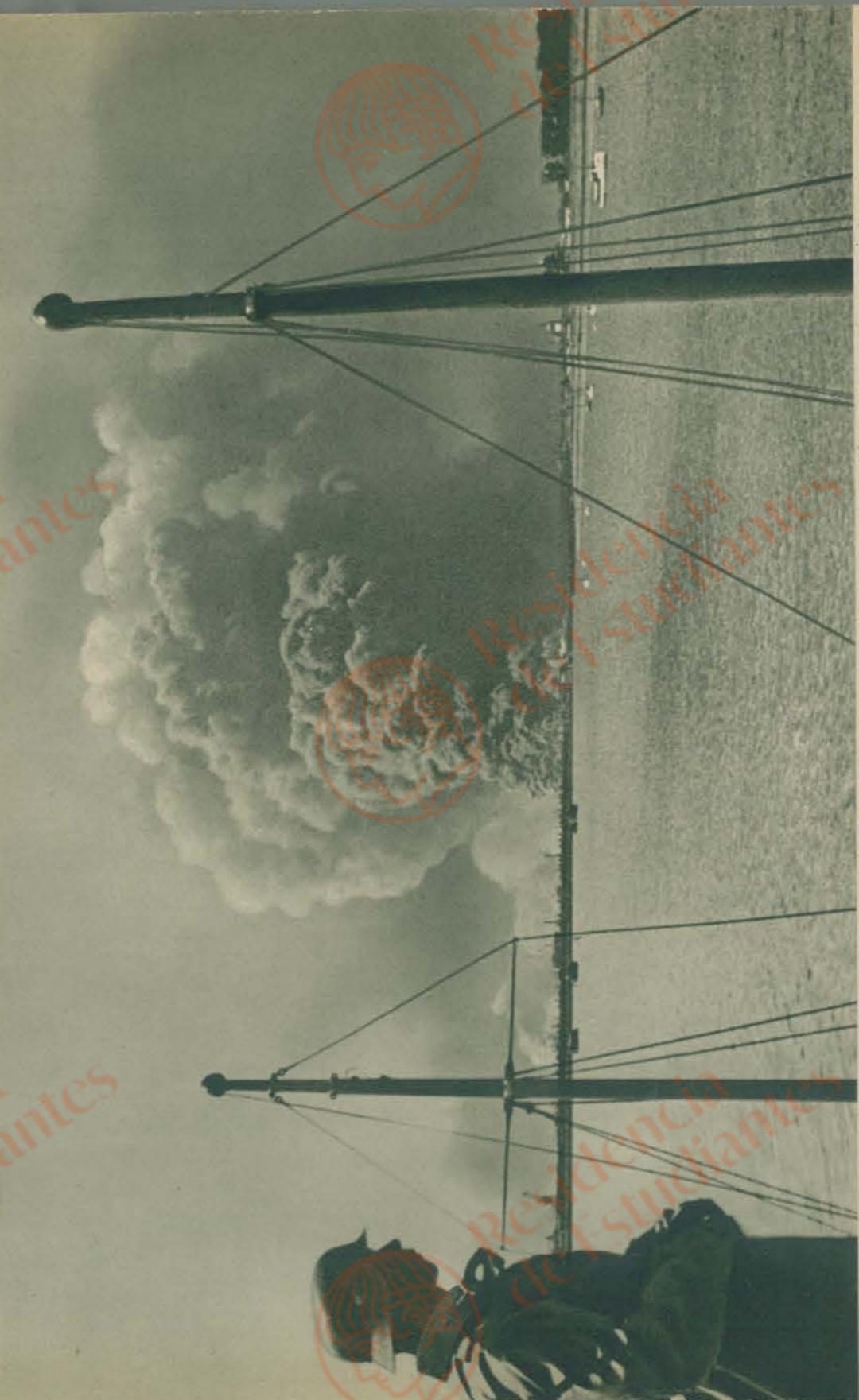
Am Rand von Sedan, vor den ersten Häusern der Stadt, gehen deutsche MGs in Stellung. Vorsichtig tasten sich die Infanteristen und Pioniere in den Straßen vor. Da geht plötzlich schweres Artilleriefeuer auf sie nieder. Eine gewaltige Detonation erschüttert die Luft. Die Maasbrücke ist hochgegangen.

Der Gegner hat sich unter dem Druck des Angriffs und vor der drohenden Umfassung in den Flanken auf die Höhen jenseits des Flusses zurückgezogen. Sprunghaft, vorsichtig gegen Überfälle Deckung nehmend, hat sich die deutsche Spitz nach Sedan hin vorgearbeitet. Die Stadt ist tot. Unheimlich verlassen und verödet liegen die Straßen da. Die Bevölkerung ist evakuiert. Ein paar Poilus, die vor dem Aufliegen der Brücke nicht mehr das andere Ufer gewinnen konnten, sind aus ihren Schützen- und MG-Nestern vertrieben und werden gefangen eingekreist.

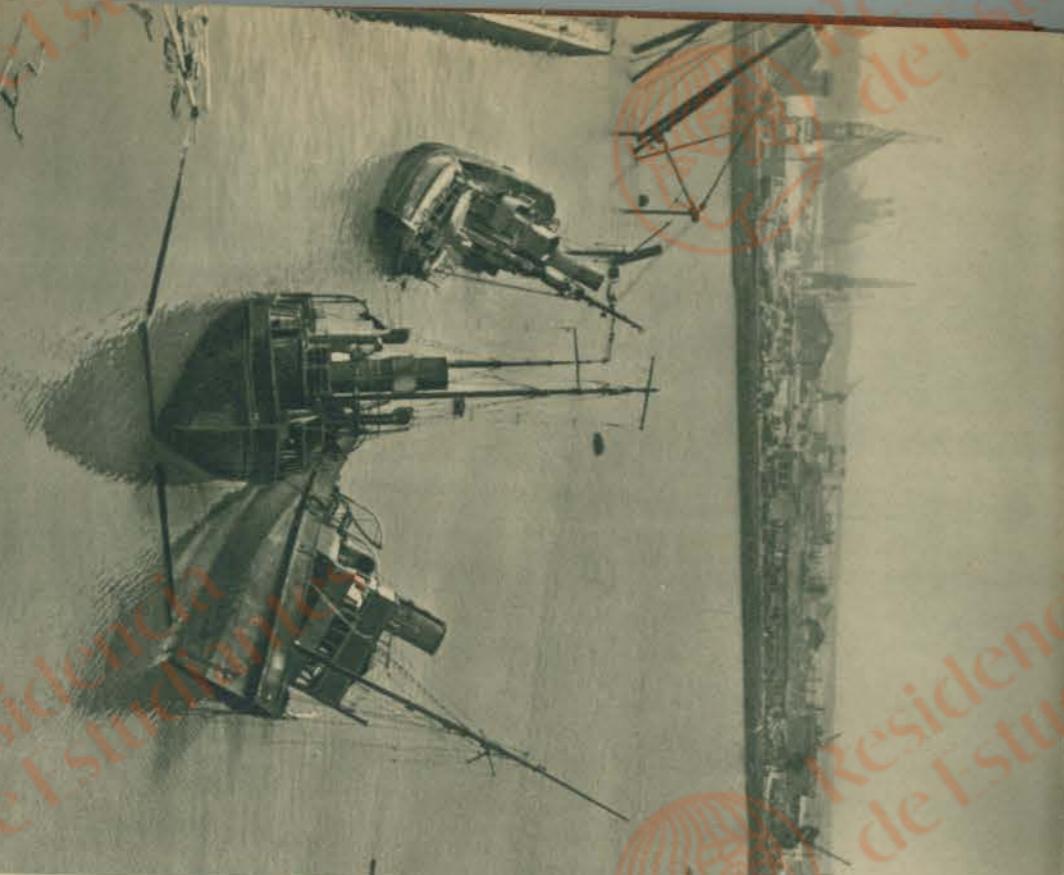
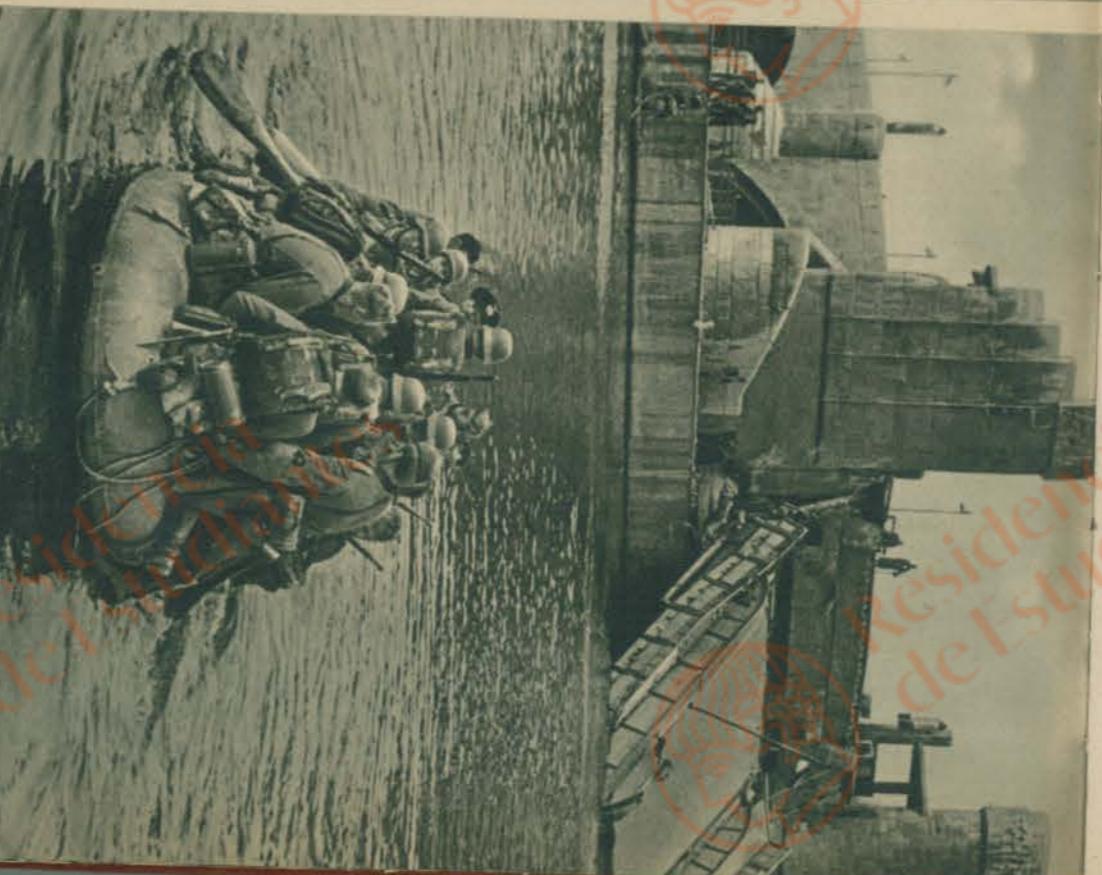
Vor den deutschen Truppen liegt in breiter Front Kompanie an Kompanie, von den Höhen der Ardennen ins Tal hinab bis an die Maas. Raum mehr als 60 Meter breit, trennt der kleine Fluß die beiden Heere. Wie 1914 beginnt nun wieder der Kampf um den Übergang. Drüben sitzt in seinen Bunkern gut getarnt der Feind. In Waldrändern versteckt feuern MGs, und hinter den Bergen ist Artillerie in Stellung gegangen, deren auf Sedan gehendes Feuer eine irgendwo gut verborgene Beobachtungsstelle leitet.

Als die deutschen Pioniere am Ostufer der Maas ans Werk gehen, eine Notbrücke zu bauen, schlägt ihnen ein Hagel von Granaten und Gewehrfeuer entgegen.

Die deutschen schweren Waffen bleiben die Antwort nicht schuldig. Die Pioniere bringen ihre Pontons zu Wasser, schleppen Gerät herbei, fügen die Verbände aneinander, fahren die Boote ein. Um sie herum spritzen die MG-Garben ans Ufer und ins Wasser, zwingen sie immer und immer wieder in Deckung. Doch die Männer



Blick auf das gefallene Unterwerpen



ner nutzen jede Feuerpause aus, reißen sich hoch und arbeiten fieberhaft weiter. Denn hinter ihnen warten die schweren Einheiten, die Infanteriegeschütze, die Artillerie, die Panzer auf den Übergang. Es geht um Minuten. Jeden Augenblick kann eine Granate schon den Beginn des Werkes vernichten. Viel aber ist gewonnen, wenn die ersten schweren Waffen drüber sind. Stück um Stück entsteht die Brücke.

Zur gleichen Zeit hat die Infanterie ohne Notbrücke zum Überschreiten des Flusses angesetzt. In Schlauchbooten oder an flachen Furtten durch das Wasser gehend, strebt sie ans Westufer der Maas.

Ein heißer Schauer glühenden Eisens übersägt auch sie. Einer erreicht das Land und noch einer, ein dritter sinkt auf halbem Wege getroffen um, ein vierter springt für ihn ein, ein fünfter wird schon beim ersten Schritt in die Flut umgerissen, der nächste schafft es wieder. Jetzt sind schon sieben drüber, zehn, fünfzehn. Das Wasser läuft in Strömen aus der grauen Uniform, und dazwischen bei diesem, bei jenem kleine Rinnale roten Blutes. Aber was drüber ist, ruht nicht eine Sekunde. Mit Gewehr und MG liegen sie, kaum daß der Fuß das Land berührt hat, schon im Anschlag. Jetzt zielt es den Gegnern um die Köpfe. So nah, daß der Feind die Stellung dicht am Ufer aufgibt.

So wird in eiserner Manneszucht und mit verwegener Kühnheit der Übergang erzwungen. Die Brücke steht. Noch aber sitzt in seinen überhöhten Bunkerstellungen der Franzose, nicht gewillt, seine Verteidigung so leicht aufzugeben. Die im freien Gelände, in Feldern und im Walde gelegenen Nester des Gegners werden mit den Infanteriewaffen erledigt. Den feuerspeienden Beton- und Stahlklötzen der Bunker ist nicht ohne Weiteres beizukommen.

In dieser Lage zeigt sich wieder die enge Kameradschaft der deutschen Wehrmachtteile, die geschickte Führung und das erprobte Zusammenarbeiten der Waffen. Um unnütze Opfer zu vermeiden, werden zur Bekämpfung der Bunker auf den Maashöhen Sturzkampfbomber eingesetzt. Bald schon, nachdem sie angefordert sind, erscheinen sie. Eigene Beobachtungen und vereinbarte Zeichen weisen ihnen den Weg zur französischen Stellung. Einmal, zweimal kreisen sie über dem Gefechtsfeld, stoßen dann, wie Raubvögel in unvorstellbarer Geschwindigkeit niederfallend, auf den Gegner herunter, der erste, der zweite, der dritte, und jeder Anflug, jeder Justurz ist von einer ungeheuren Detonation begleitet.

Hochauf steigt eine riesenhafte Fontäne von Eisen, Stein und Erde. Der Boden schüttert. Die Luft zittert. Der Gegner läßt nichts mehr von sich hören. Ehe die Franzosen, soweit sie noch am Leben sind, sich wieder zu neuem Widerstand aufraffen können, stoßen Panzer, Pioniere und Infanteristen gegen die Bunker vor. Sie lassen dem Gegner keine Zeit zur Besinnung. Granatfeuer, geballte Ladungen, Maschinengewehre rauben ihm die letzte Kraft.

Was aus den Bunkern und aus den Stellungen entkommen kann, geht zurück und läßt sich von der nächsten Widerstandslinie aufnehmen. Trotz des französischen

Slagge in die Stadt und ging selbst zum Bürgermeister. Die Ankunft dieser Deutschen machte einen so schockartigen Eindruck auf die zahlmäßig sehr starke Besatzung des inneren Stadtkernes, daß sich diese Truppen beim Herannahen der deutschen Spieße kampflos ergaben. Der Bürgermeister behauptete, nicht zu wissen, wo der belgische Militärbefehlshaber zu finden sei.

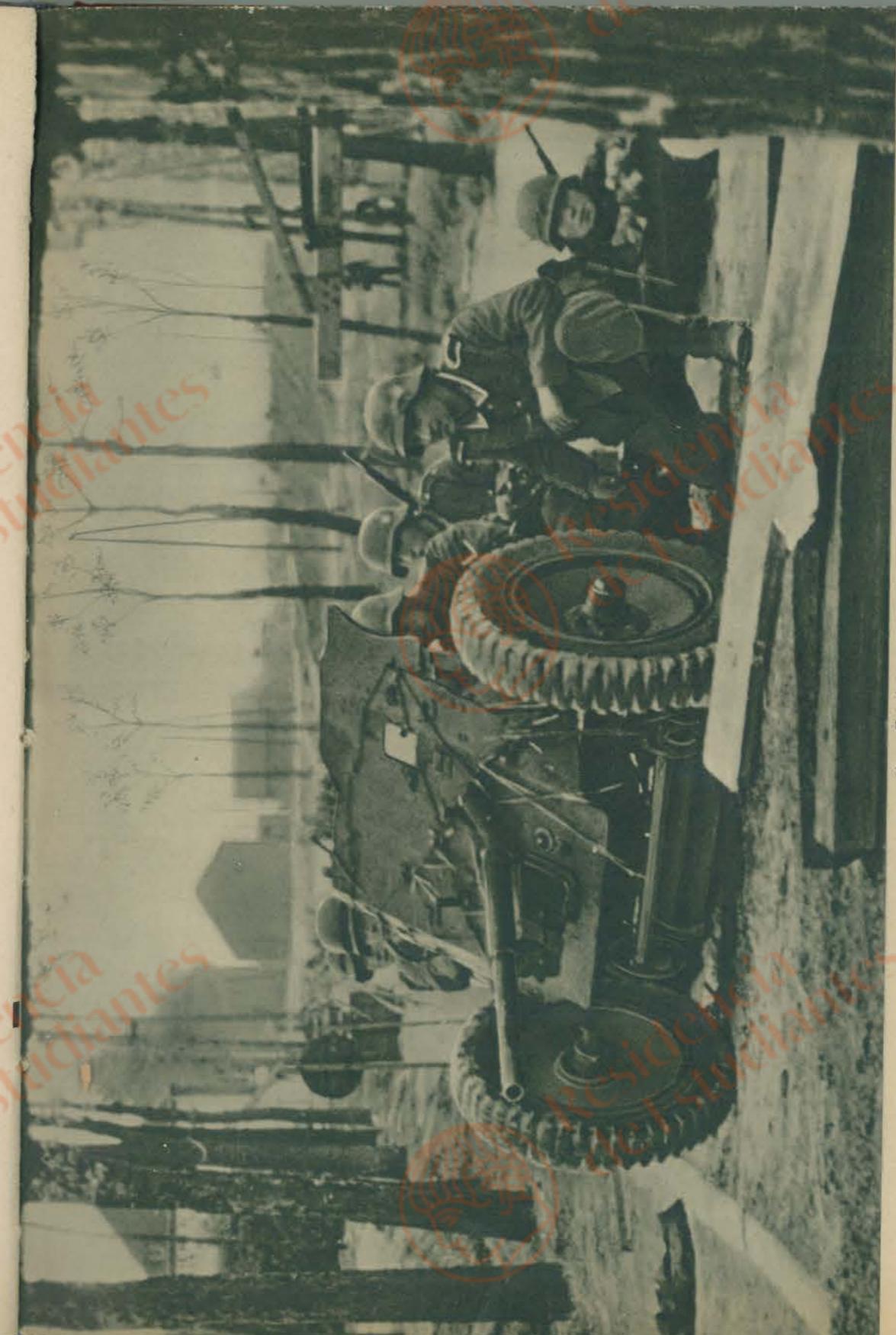
Darauf besetzte der Oberstleutnant schnell entschlossen das Rathaus und die noch nicht gesprengten Brücken und ließ die deutsche Kriegsflagge hissen. Der Bürgermeister fügte sich.

Der Parlamentär kam erst nach Stunden zurück. Er war mit verbundenen Augen 50 Kilometer tief ins Hinterland gefahren worden. Dort führte man ihn vor den belgischen Armeekommandanten. Die Unterhandlung, die nun folgte, hatte folgendes Ergebnis: Der Armeekommandant verpflichtet sich ehrenwörtlich, die Stadt Gent bis um sieben Uhr am Morgen des nächsten Tages völlig zu räumen. Bis zu diesem Zeitpunkt bleibt die belgische Truppe im Besitz der Außenbezirke, während die deutsche Truppe den inneren Stadtkern besetzt.

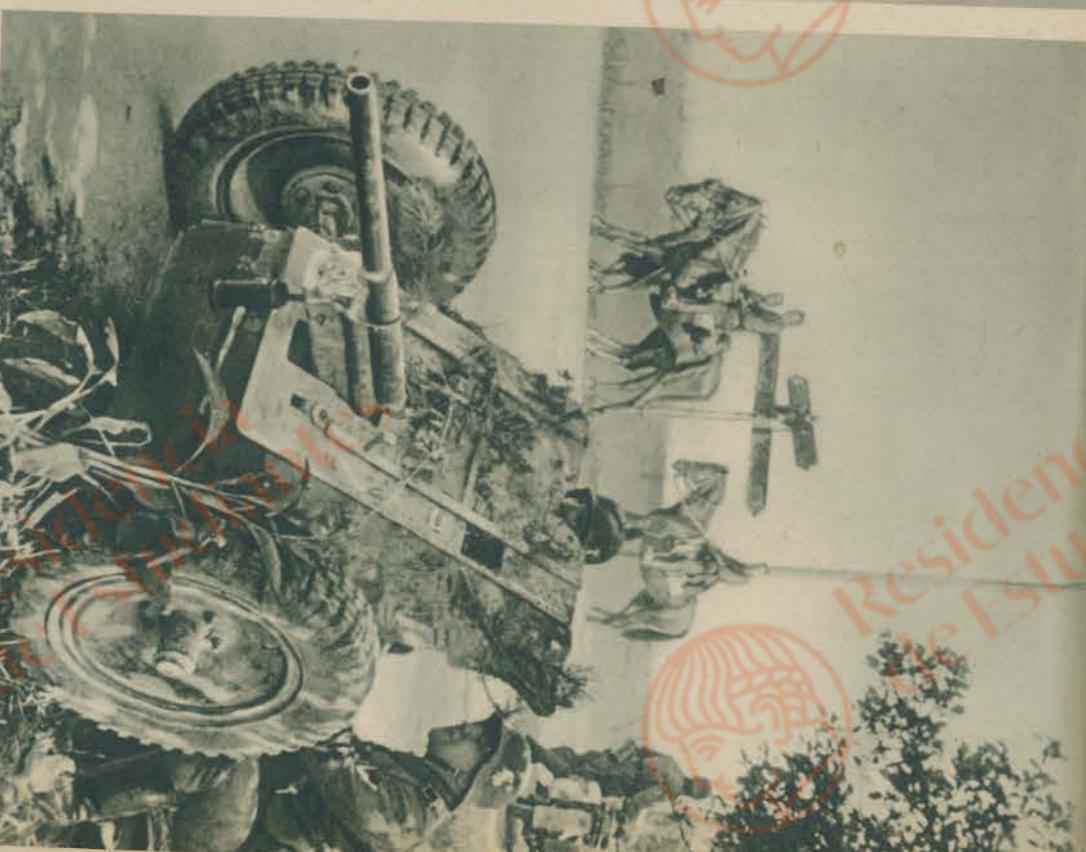
Eine Brückensetzung, die zur so vereinbarten Linie gehörte, lag sehr nahe bei dem Genter Hotel, in dessen Vorgarten uns dieser Hergang erzählt wurde. Noch pfiffen manchmal unmöglich verständliche MG-Feuerstöße in die Gegend. Deutsche Bomber donnerten über den Himmel, während belgische Flak feuerte.

Aber das änderte nichts an dem Ergebnis des Tages. Gent war genommen.

Der Oberstleutnant schüttelte uns die Hände. Als wir zur Brücke zurückgingen, war das Infanteriebataillon, das bald nach der Aufklärerabteilung eingetroffen war, schon dabei, sich in der Stadt Gent einzurichten. Der Abend sank herab, und das Leben regte sich wieder in der erschreckten Stadt, obgleich die Salven der Belgier noch immer in der Gegend des Ufers hallten. Das automatische Klavier in einem Estaminet hämmerte „Rosamunde“. Vor den zerstörten Häusern am Kai lagerte neben ihren zusammengesetzten Gewehren Infanterie. Und noch immer ergoss sich der Strom der Gefangenen aus der inneren Stadt.



Zugriff bei Zeebrugge



Auf einer Normandiestraße in Belgien



Sein Pferd

Die Straße Valenciennes—Mons liegt unterm Streufeuer französischer Batterien. Jenseits des Scheldekanals im Forêt des Raismes dürfen sie stecken, haben also flankierende Wirkung. Meist platzen die Granaten zwar unschädlich in langsam gelb sich färbenden Getreidefeldern, mitunter aber gibt es doch einige Einschläge hart am Straßenrand oder gar mitten auf dem Fahrdamm. Das ist recht lästig, recht störend für den Verkehr von und zu der vorderen deutschen Linie, die dort im nahen Valenciennes noch immer in hartem Kampf steht. Wer nur immer die Chaussée benutzen muß, tut es in beschleunigter Gangart, Infanterie springend im Straßengraben, Fahrzeuge und Reiter im Trab, wenn's gilt sogar einige hundert Meter im Galopp.

Die Sonne steht hoch im Mittag, brennt unbarmherzig. Das Wegwärtshäuschen, in dem wir uns eingenistet haben, bietet etwas Schatten und gegen Splitter notdürftige Deckung. Soeben sind einige leere Artilleriepatronen vorübergerauscht, glücklich an der kitzlichen Stelle vorbeigekommen, dort, etwa 100 Meter weiter auf Valenciennes zu, wo in unregelmäßigen Abständen immer die französischen Geschosse einschlagen. Noch hat sich der wallende Staub nicht ganz verzogen, da erscheint an der gleichen Stelle ein Nachzügler. Ein kleiner, stämmiger, ein wenig rundlicher Artillerist. Zu Fuß, sein Pferd am Zügel führend. Die beiden bewegen sich sehr langsam, fast schleichend vorwärts. Der Mann ist barhäupt, sein feldgrauer Rock, über und über schmutzverkrustet (man kann es im Glas deutlich erkennen), deutet auf einen Sturz hin. Der Gaul lahmt mächtig und — ja richtig! — er blutet auch stark aus einer klaffenden Wunde am linken Halsansatz. Jetzt bleibt das Tier stehen, stemmt die zitternden Vorderbeine fest; Schauer auf Schauer gehen durch seine bebenden Flanken. Der kleine Artillerist zieht und zerrt. Vergebens, das Pferd will nicht weiter, kann nicht weiter. Begütigend redet ihm der Reiter zu, tätschelt es, liebkost es. Umsonst.

Und just in diesem Augenblick fängt die verwünschte Franzosenbatterie dort im Forêt des Raismes wieder an zu streuen. Rumms! Rumms! Zwei mächtige Dinger etwa 25 bis 30 Meter rechts neben die Straße. Der wunde Gaul macht einen sämmerlich kläglichen Versuch zu steigen, sinkt in die Knie, wird vom Reiter wieder hochgerissen, zittert, bebt, führt sich nicht von der Stelle. Von eben

Bomben auf französischen Kanalhafen

Wieder steht die Kampfstaffel startbereit. Der Staffelführer bespricht mit den Besatzungen die Angriffsziele: Eisenbahnknotenpunkte bei Paris, auf denen durch Fernaufklärer Truppentransporte festgestellt wurden. Die Bodenmannschaften sind mit den letzten Handgriffen an den Kampfflugzeugen beschäftigt, da jagt ein Melder auf dem Rad über das Rollfeld und bringt einen neuen Befehl: Ziel des bevorstehenden Feindfluges ist die französische Kanalküste und die dortigen Häfen, in denen sich flüchtende Engländer einschiffen.

Der Staffelkapitän pfeift durch die Zähne: Das ist ein Auftrag besonderer Art! Kurz sind seine Befehle an die Besatzungen. Sofort ist alles an den Maschinen. Die Ketten der Staffel hauen ab, sammeln sich zur befohlenen Formation und nehmen Kurs West. Während bei St. Quentin eine durchbrochene Haufenbewölkung noch Erdicht gestattet, schließt sich allmählich die Wolkendecke. Unter uns ist gerade noch eine an vielen Stellen brennende Stadt zu erkennen, die wir als Amiens ausmachen, das beim Rückzug der Franzosen in Brand geriet.

Bald ist das Meer erreicht. Die einzelnen Ketten sind eingeschwenkt und stoßen mit großartiger Präzision durch die Wolkendecke auf den als Angriffsziel bestimmten französischen Kanalhafen. Ein riesiger Transporter liegt am Kai und wird von Tankschiffen aus getankt, ein zweiter passiert gerade die Schleuse. Außerdem werden mehrere kleine Schiffe erkannt, anscheinend Frachter, die scheinbar beladen werden.

Kette auf Kette der deutschen Bomber ist jetzt im Angriff. Die Wirkung ist furchterlich. Von zwei Bomben getroffen, bäumt sich der große Transporter in der Hafenschleuse auf. Eine wohl 200 Meter hohe Stichflamme zeigt die Wirkung der Bombentreffer. Dann ragt das Heck steil in die Höhe, und zerschmettert bleibt das große Schiff in der Schleuse liegen.

Ebenso ergeht es dem anderen großen Transporter. Er steht in hellen Flammen. Getroffen und vernichtet. Der Tankdampfer neben ihm geht in die Luft. Von den kleinen Frachtdampfern werden mehrere getroffen. Sie legen sich zur Seite oder sacken ab. Der Hafen brennt buchstäblich an allen Ecken. Riesige Qualmwolken zeigen an, daß dort einmal Brennstofflager gewesen sind.

Nur wenige Minuten hat der deutsche Bombenangriff auf den französischen Kanalhafen gedauert, aber es ist ganze Arbeit geleistet worden. Nun hängen sich die deutschen Kampfflugzeuge unter die Wolkendecke und nehmen wieder Kurs auf die freie See.

Deutsche Flieger über Paris





Deutscher Panzerwagen beim Vorstoß über die Aisne

Bei deutschem Panzerangriff vernichtete französische und belgische Kampfwagen



Infanterieangriff auf ein brennendes Dorf in Nordfrankreich

Panzerangriff



Eisenbahngesellschaft in Feuerstellung



In der holländischen Küste



Schnellboote gegen fliehende Engländer

Eine Unmenge von Transportdampfern, Bewachern und Zerstörern, dazwischen Logger, Küstensegler und Fischerboote bevölkern seit Tagen das Gebiet des Englischen Kanals, um Personal und Material der zerschlagenen britischen Expeditionsarmee auf die Insel zu retten. Während wir vor Einbruch der Dämmerung zum Auslaufen fertig alarmieren, braust ein Verband eigener Kampfflugzeuge über uns hinweg. Zerstörer-Flugzeuge begleiten ihn. Es ist einer der vielen Verbände, die ununterbrochen die Einschiffungsplätze des flüchtenden britischen Heeres angreifen und auch dann nicht von ihnen ablassen, wenn sie in aufgelöster Ordnung in höchster Eile auf ihre Kreideküste zustreben. Heute nacht soll unsere Flottille von Schnellbooten das Werk fortsetzen, das die Fliegerverbände am Tage so wirkungsvoll ausführten.

Leichter Dunst liegt am südwestlichen Horizont. Die Boote lagen in „Päckchen“ fest, das heißt, der eine Kommandant hat mit seinem Boot beim Nebenmann festgemacht. Beim Loswerfen macht nur das Boot am Pier die Leinen los, und das ganze Päckchen manövriert zunächst wie ein einziges Schiff. Das Boot am Pier geht mit der Maschine voraus, und das äußerste Boot des Päckchens macht Umdrehungen rückwärts. Wenn die Motoren anspringen, geht ein gewaltiger Ruck durch das ganze Gefüge. Unter den Auspuffgasen kräuselt sich das Wasser, und das gewaltige Gebrumm der angelassenen Maschinen erschüttert die Luft. Die Männer stehen mit gelassenen Mienen an Oberdeck, auf dem Pier sehen sachkundig die holländischen Fischerleute zu.

Schnell kommt die Küste außer Sicht, nichts als Wasser ringsum.

„In zehn Minuten werden die englischen Bomber kommen.“ Man kennt sie bei uns schon. Sie machen ihre Sache ganz stur, fliegen in ziemlicher Höhe an, wenn es geht, die Sonne im Rücken, und lassen dann, bevor wir ihnen etwas mit unserer leichten Flak antun können, ihre Bomben fallen, die natürlich weitab ins Wasser klatschen. Ein recht harmloses Verfahren. So können wir uns kein Leid antun. Das Draufgängertum ist den englischen Fliegern etwas vergangen, seit wir vor Tagen eine ihrer Maschinen herunterholten. Ihre Taktik wird ja nicht gerade nach dem Geschmack des Geschwaderchefs da drüber sein.

Weiter geht der Marsch nach Süden. Als die Dämmerung hereinbricht, sehen wir roten Feuerschein am Himmel lodern. Dumpfes Grollen rollt weit in der Ferne

Kompanie kommt wegen dieses verflirkten Dinges nicht vorwärts. Da richtet sich plötzlich der Infanterist X. auf. Ich sehe sein ruhiges und gelassenes Gesicht dicht neben mir. Kniend freihändig feuert er dreimal, dann fällt er zur Erde. Hat es ihn erwischt? Nein, er kriecht schon wieder weiter. Das MG ist still.

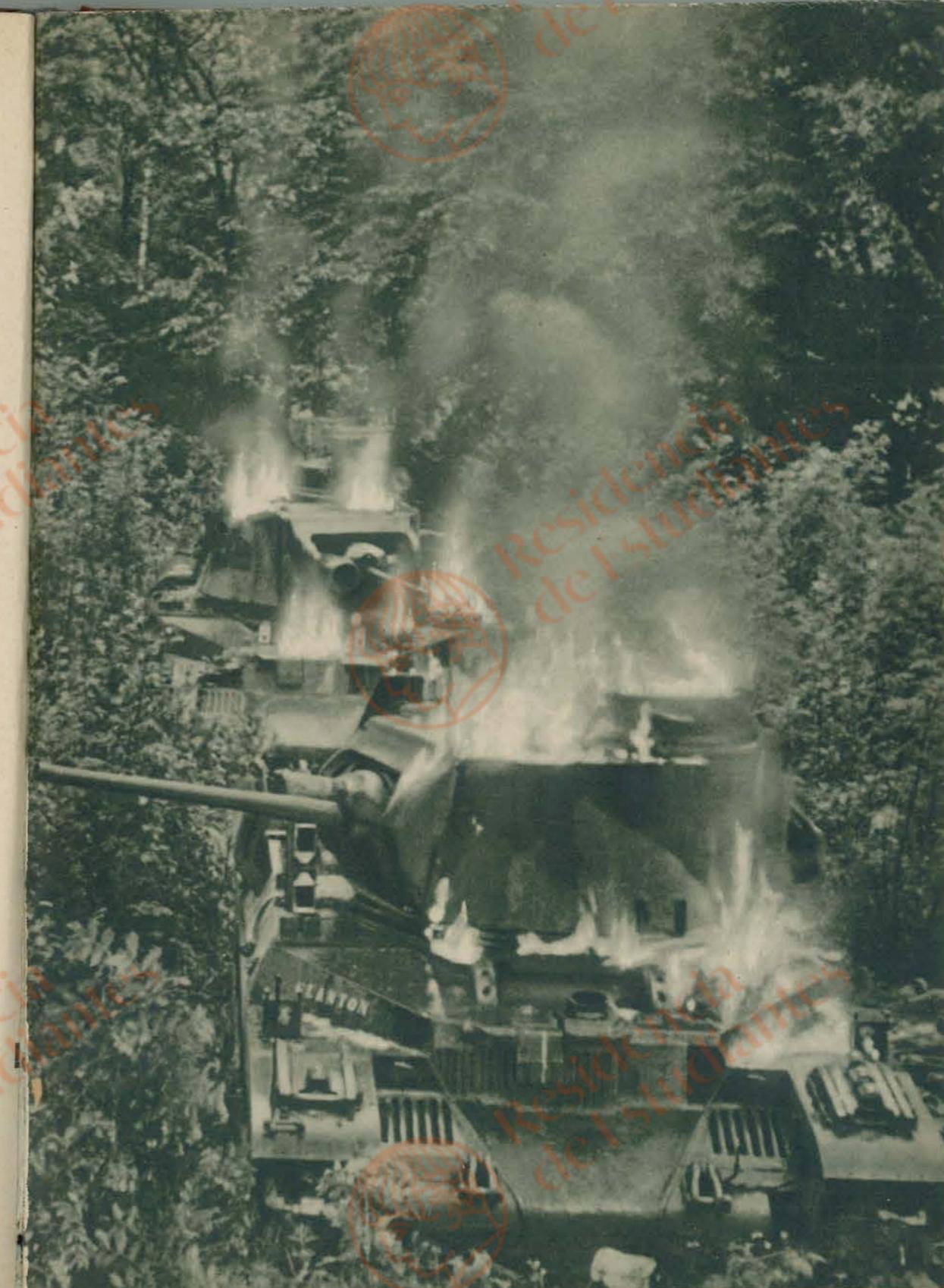
Im Dorfe Gondecourt treffe ich meinen Freund wieder. Der Feind war geflohen. Jedes Haus war eine Festung gewesen. Steine waren aus den Häusern herausgebrochen, und die Löcher spien Feuer. Die Infanterie räumte den Ort. Haus für Haus wurde genommen. Plötzlich fegt wieder ein MG los, von der Pak wird es erledigt. Es sind schwere Kleinkämpfe in diesen Orten, die der Franzose zu Festungen macht. Aber seine Verluste sind furchtbar. Die Straßen liegen voll von Gefallenen. Häuser sind zerschossen. Vieh läuft brüllend umher. Die Keller sitzen voller Flüchtlinge. Diese Bilder begleiten uns nun schon seit Wochen. Vor uns liegt Lille. Auf der Straße nach Lille gibt es Sperrenfeuer. Die Infanterie kommt nicht weiter, sie wird zurückgezogen und umgeht das Feuer. Die Infanteristen brauchen sich nicht mehr zu tarnen. Sie haben völlig die Farbe der Erde angenommen. Längst sind die bunten Halstücher des Vormarsches verschwunden, die Arme sind aufgerollt, und nur die nötigsten Kampfmittel hängen am Körper. Diese Infanteristen sehen sich alle ähnlich, weil der Kampf ihnen die gleichen Füße in das Gesicht grub, und diese scharfen, wettergebrannten Füße leuchten nun durch ihre Bartstoppeln hindurch.

Da sehe ich unter ihnen einen Unteroffizier mit dem Eisernen Kreuz. Es ist mein Freund. Ich krieche zu ihm und beglückwünsche ihn. Er lächelt bescheiden: „Das war nicht so schlimm. Ein Stoßtrupp, zwölf Gefangene und zwei MGs. Und wir hatten keine Verluste.“ Ich frage, wann das gewesen sei. „Heute morgen“, sagte er und sieht etwas besorgt in das immer näher kommende Sperrenfeuer. „Ich glaube“, meint er lächelnd, „wir machen uns hier dünn. Die Sache wird immer brenzlicher.“ Wir kriechen langsam zurück bis zum Graben. Von dort kommt der Befehl, auf das Dorf zurückzugehen und auf dem Weg südlich des Dorfes das Feuer zu umgehen.

Wir hören beim Rückmarsch das unentwegte Trommeln der Franzosen. Im Dorfe ist kurze Rast. Unteroffizier X. sitzt auf einem Bordstein und näht sich ein gewaltiges Dreieck in der Hose zu. Er hat die Stiefel dabei ausgezogen. Misstrauisch betrachtet er die Sohlen. „500 Kilometer kleben jetzt dran“, sagt er, „was so ein Stiefel von der Wehrmacht aushält. Das Dreieck verdanke ich dem Weg von heute morgen. Das nächstemal muß ich mich nicht so ungeschickt hinwerfen. Das verträgt die beste Hose nicht.“

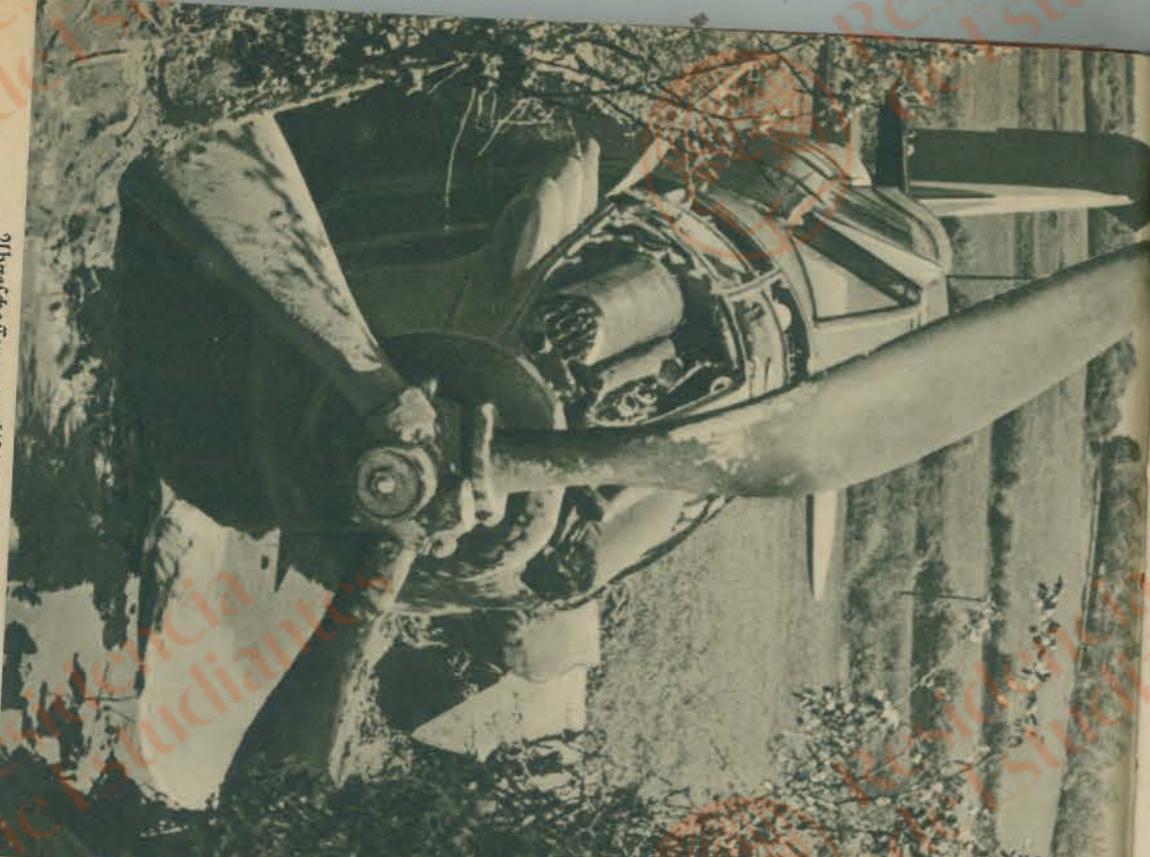
Und dann heißt es weiter. Der Unteroffizier steht auf. Er streicht sich über die frisch genähte Hose und gibt mir die Hand. „Nach's gut“, sagt er, „und schreib nicht soviel von der Infanterie; sie tut ja nur ihre Pflicht.“ Ich sah ihm eine Weile nach. Dann ging ich hin und schrieb auf, was ich von ihm weiß. Ich weiß, daß ich gar nicht von ihm spreche, sondern von der ganzen tapferen deutschen Infanterie.

Zusammengeschossene englische Tanks



Zusgebombtes englisches Kriegsschiff in belgischem Hafen

Abgeschossenes englisches Flugzeug



Schlacht um Dünkirchen

I.

„Wie in einem brennenden Kino sieht es dort drinnen aus. Alle Engländer flüchten zum Hafen, seilen sich an den Schiffen selbst hoch und ziehen ihre Päckchen Habe mit nach. Jeder will zuerst auf dem Schiff sein. Dazwischen tönen die Sirenen der nervösen Kapitäne und das Geheul der Hupen. Dann krepieren wieder Granaten und Bomben unsrer Stukas. Ein verstörter Haufen, der nur darauf bedacht ist, sein Leben noch in Sicherheit zu bringen. Dabei traten natürlich wie in englische Gefangenschaft geratene deutsche Soldaten in den Hintergrund. Wir hatten so die Möglichkeit, uns dünmezumachen.“

So berichtet uns ein junger, aus Dresden gebürtiger Pionier, der mit einem Kameraden zusammen das Misgeschick hatte, bei Lillers in Gefangenschaft zu geraten. Sehr feierlich sind sie von den Engländern selbstverständlich nicht aufgenommen worden. Zuerst hat man die beiden einem scharfen Kreuzverhör unterzogen. Als das nicht fruchtete, hat man sie mit Handschellen zusammengekettet, wobei je eine Hand frei blieb, und nun hat man sie kreuz und quer in Dünkirchen herumgefahren, um sie anscheinend über die wirkliche Lage irrezuführen. Auf dieser Fahrt erkennen sie, daß von Dünkirchen nicht mehr viel übrig ist. Es brennt, qualmt und raucht an allen Ecken. Über den Straßenzügen liegen die Trümmer ungezählter geborstener und zerschossener Häuser. Raum, daß noch ein paar Straßen überhaupt für den Verkehr verwendet werden können. Jede Granate verursacht neue Panikstimmung. Je näher das Feuer herankommt, desto mehr wächst die Panik. Franzosen und Engländer verlassen in überstürzter Flucht an den vorgeschobenen Stadtrandstellungen die Kolonnen, schmeissen rasch noch ein Streichholz in die Tanks und sprengen die Wagen in die Luft oder fahren sie in die Straßengräben.

Die beiden Dresdener wollte man eigentlich auch mit nach England einschiffen. „Jeder von uns bekam zwei Mann Bewachung mit. Als wir aber dann im Hafen ankamen, war die Schreckstimmung derart, daß die Wachposten nicht mehr so recht auf uns achteten, und wir hatten ja nun wirklich kein Interesse, als Schausstücke nach England zu gehen.“

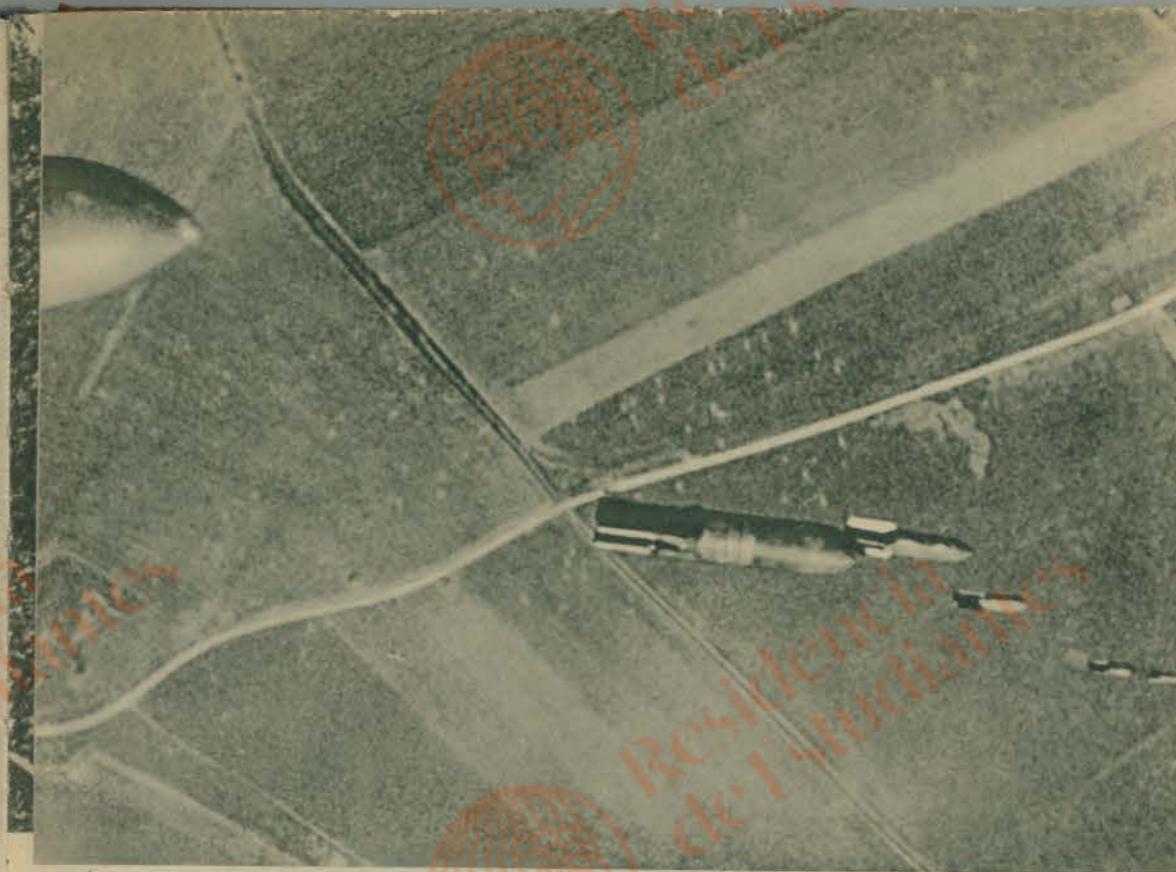
In dem wilden Gedränge konnten sich beide langsam von ihrer Bewachung
7 Sieg über Frankreich

Durchbruch durch die Weygandlinie

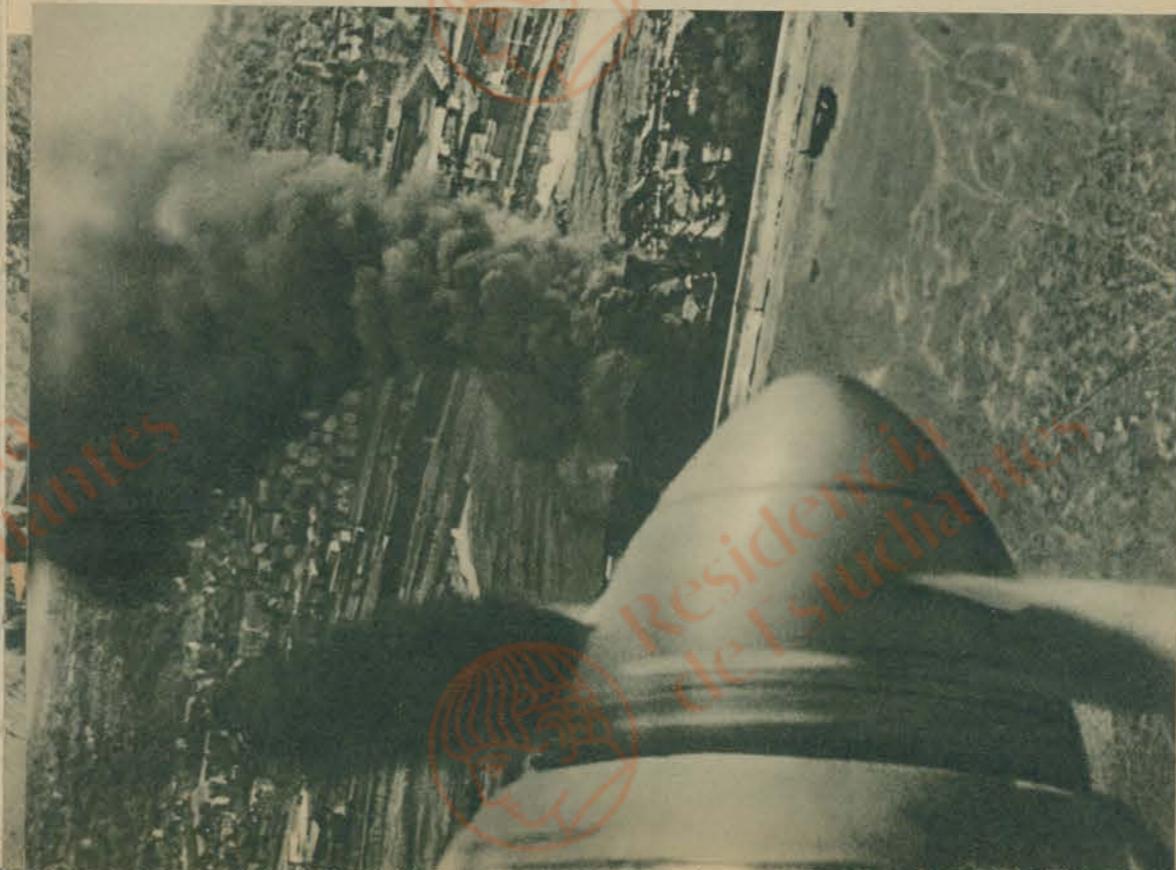
Am 5. Juni war es, da standen wir auf den nördlichen Anhöhen der Somme und schauten hinüber über Amiens auf das jenseitige Ufer. Unwillkürlich überkam uns der Gedanke an jene Tage, da hier im Jahre 1918 unsere Stellungen verließen und unsere feldgrauen Bataillone zu den letzten entscheidenden Kämpfen gegen die Franzosen ansetzten. 22 Jahre später steht nun die nächste deutsche Generation auf der gleichen Anhöhe, um von hier aus ihr Schicksal endgültig zu wenden. Der Donner der Geschütze rings um Amiens, das Aufleuchten der Mündungsfeuer aus Hunderten von Rohren in der dämmerigen Morgenstunde leiten diesen Kampf ein. Unübersichtlich ist das Gelände. Hänge, die sich dort ineinander schieben, Wälder, welche die Täler sperren. Dörfer und kleine Städte, die dicht eingebettet sind in bewaldetes Gelände.

Auf diesem unübersichtlichen, waldigen, zum Teil sumpfigen Gelände hat der französische Generalissimus Weygand das System seiner Verteidigungslinie aufgebaut. Jetzt, wo wir hindurch sind, überschauen wir es erst richtig und sehen zugleich, wie der Weygandplan dort angelegt war. Es ist ein System von Feldbefestigungen, das seinen Schwerpunkt in den Wäldern und Gehöften hat und dessen Mittelpunkte jeweils Ortschaften sind, die wie Festungen ausgebaut wurden. Wenn wir heute durch diese zertrümmerten Ortschaften ziehen, dann fallen uns die ungezählten Schießscharten in den einzelnen Häusern, die aufgebauten Sandsäcke, die großangelegten Minensperren auf.

Da, am Ausgang eines kleinen Ortes, steht ein Haus, das weithin das Gelände beherrscht. In den oberen Stockwerken sind die Fenster mit Sandsäcken verbaut. Aus diesen Sandsäcken heraus schaut ein im Stich gelassenes Maschinengewehr, dort wieder ein Granatwerfer oder ein Infanterieschütz. Vor dem Haus wieder eine Barrikade von Sandsäcken und dahinter ein mannstießes Loch. Wieder eine MG-Stellung. Daneben die gleiche Vertiefung für ein Paketschütz. Aus den Kellerlöchern starren noch die Gewehre. In den Kellern selbst Strohmatte, ein paar zurückgelassene Gläser und Weinflaschen, der Raum stark abgestützt gegen Fliegerangriffe — das Ganze ein zum Bunker umgestaltetes Wohnhaus. Hunderte dieser Häuser, nein, tausende sind es, die der Franzose so befestigt hat, und wovon jedes einzelne im Nahkampf von unserer Infanterie genommen werden musste. Das



Bombeneinhawurf



Sturzaufgriff auf Le Savre





Fort de Brimont bei Reims

An der Straße von Les Andelys nach Gaillon



Gelände von Ortschaft zu Ortschaft wurde unter eine Feuersperre genommen, die es dem Angreifer nahezu unmöglich machte, zwischen den einzelnen Ortschaften durchzubrechen. Geschickt wurden die Wälder in dieses Sperrsystem einbezogen. Ganze Bataillone bester französischer Regimenter lagen darin, gleichsam als die entscheidenden Verteidigungsstoßtrupps der gesamten Weygandlinie. Die Straßenübergänge, die Straßenkreuzungen, die nach Norden neigenden Grenzen der Wälder und Ortschaften — alles war von Minen verseucht.

Das Ziel der Franzosen war klar. Weygand hatte die alles revolutionierende Kampftaktik des deutschen Heeres anscheinend erkannt. Dieser Kampftaktik wollte er Schach bieten. Jedes Hindernis sollte in ganzer Breite der französischen Front gleich stark sein, um den Deutschen jede Möglichkeit zu nehmen, an einzelnen Stellen einzubrechen, den Vormarsch fortzuführen und die Franzosen vom Rücken her abzuschneiden. Deshalb die zu Schutzwällen ausgebauten Gartens- und Parkmauern, deshalb die zu Bunkern und Festungen umgewandelten Häuser und Schlösser.

Gegen diesen Wall setzten am 5. Juni, einem strahlenden Sommermorgen, rings um Amiens und in den südlichen Vororten der Stadt, also im mittleren Abschnitt zwischen Laon und der Kanalküste, die Panzer- und Infanterieregimenter zum Durchbruch an. Allein in dem kleinen Abschnitt südlich Amiens sind sechs französische Divisionen eingesetzt. Wir sehen noch, wie unsere Panzer aus Amiens herausbrechen, auf dem rechten Flügel mit der Stoßrichtung gegen Dury, auf dem linken gegen St. Quentin. Nun wälzen sich die Kolosse gegen Cresnaux im engsten Zusammenwirken mit den Panzern der Nachbarabschnitte, die im ersten Ansturm die Höhen überschreiten und über St. Justien hinaus am Horizont verschwinden. Unerhört zäh und verbissen verteidigt sich hier der Gegner. Immer wieder stört er von der rechten Flanke her das Vordringen unserer Panzer. Ein Hagel von schweren Granaten geht auf das Gelände von Dury nieder, auf die heiß umkämpfte Irrenanstalt hinter Amiens. Die ganze Wirkung seines Sperrfeuers wirft der Franzose unseren vordringenden Kolonnen entgegen. Gerade auf der rechten Flanke muß Meter um Meter erkämpft werden. Während unsere Panzer links an Dury vorbeischwenken und Dury in die Zange nehmen wollen, entpünkt sich ein verbissener Häuserkampf in diesem kleinen Nest, das nun für viele Stunden im Mittelpunkt des Kampfes stehen soll. Anfänglich sind es unsere Infanteristen, die hier mit unerhörtem Schneid gegen einen Wall von waffenstarrenden Häusern und Sandsäcken angehen. Schon ist der Ort ein einziger Trümmerhaufen. Und immer noch wehrt sich der Gegner. Zur Hälfte ist Dury erobert, da geht der Kommandeur eines Panzerbataillons mit ein paar Männern, die entsicherte Waffe in der Faust, gegen die letzten Widerstandsnester vor. Der Franzose ist frappiert. Zwei Poilus wollen sich noch wehren. Sie werden niedergeknallt. Dann springt er dem französischen Kapitän an den Kragen, entreißt ihm die Waffe, die anderen

auszukommen. In einem günstigen Augenblick, in dem die Posten durch krepierende Granaten abgelenkt werden, springt er zur Seite, macht einen Satz über den Zaun, stürzt, rafft sich wieder auf, läuft weiter, während die Franzosen hinter ihm herschießen. Er erreicht den Wald, der sich etwa in 50 Meter Entfernung von der Dorfstraße erstreckt, schlägt in dem dichten Unterholz einen Bogen, sieht im letzten Augenblick, daß er auf den Tross einer feindlichen Artillerieabteilung zuläuft, schwenkt wieder ab und wirft sich schließlich völlig erschöpft unter einen Dornbusch.

Was nun folgt, ist wohl das Schlimmste, was ein Soldat an Zermürbung zu ertragen haben kann. Um 15 Uhr beginnt die schwere deutsche Artillerie das Waldstück abzukämmen. Das Pfeifen der Granaten überschneidet sich. In die Detonationen mischt sich das Surren und Zwitschern der Splitter, die mit hartem Aufschlag in die Stämme schlagen, die auf Steinbrocken treffen und als Querschläger weiterfliegen.

So geht es bis 19 Uhr. Mit einem kleinen Metallspiegel hat sich der Flüchtling ein Deckungslöch geschaft und einen niedrigen Erdwall um sich gebaut, in dem später unzählige Splitter gefunden werden. Da beginnt der deutsche Angriff auf den Wall. Aber er wird aufgehalten von wenigen Hecken- und Baumschützen. Der Bataillonskommandeur sieht, wie sie anlegen, hört, wie seine Männer nach dem Sanitäter rufen, und er muß zuschauen, kann nicht helfen! Vorsichtig kriecht er zurück in Richtung auf Ostel. Am Dorfrand sieht er französische Soldaten. Also wieder zurück in den Wald in die alte Stellung. Dabei wird er gehezt von feindlichem Feuer. Kaum liegt er in Deckung, beginnen die deutschen Angreifer, die Widerstandsnester im Wald mit Granatwerferfeuer zu bepflastern. Es wird abgelöst durch Artilleriefeuer, das den Flüchtling wieder aus dem Wald heraustreift zum Dorf, das jedoch immer noch vom Franzosen besetzt ist. So muß er wieder zurück, muß wieder durch das feindliche Feuer hindurch.

Die Nacht bringt einige Stunden Ruhe. Aber kaum ist der Morgen angebrochen, beginnt das deutsche Granatwerferfeuer von neuem. Dann kommt endlich die Rettung. In den späten Vormittagsstunden wird wieder Ostel angepirscht. Das Dorf ist leer. Der Spähtrupp eines Nachbarregiments erkennt den Kommandeur des I. Bataillons und bringt ihn zurück. Nach zweieinhalb Tagen gerettet aus Situationen, aus denen es kein Entrinnen mehr zu geben schien, nach zweieinhalb Tagen endlich wieder einen Tropfen Wasser auf den trockenen und schon anschwellenden Gaumen, nach zweieinhalb Tagen wieder bei den Kameraden, die mit einem nicht zu übertreffenden Angriffsgeist das schier Unmögliche erreichten, den Sturm über den Chemin des Dames zu tragen, und die anschließend sofort den Übergang über die Aisne und die Marne erzwingen, während die schwere Kampfstätte des „Damenweges“ wieder friedlich daliegt. Nur die Granattrichter aus dem Großen Krieg sind um viele Tausende vermehrt worden, und über frischen Soldatengräbern stehen schlichte Holzkreuze, geschmückt mit den Stahlhelmen der Gefallenen. Auf die braunen Hügel haben die Kameraden dicke Sträuße aus rotem Mohn gelegt.

Die Geschlagenen





Gefangene Engländer und Franzosen
Französische Infanterie ergibt sich



Infanterie und Pioniere stürmen über die Somme

Tagelang war die Somme die Grenze zwischen Freund und Feind. Tagelang mussten unsere Feldgrauen an den Ufern des Flusses, der im Weltkrieg so schicksalhaft für unser in der Abwehr ausharrendes Heer wurde, Gewehr bei Fuß stehen. Und schon wollte man drüben im alliierten Lager frohlocken: die Deutschen wieder an der gleichen Stromstelle festgehalten wie in den Septembertagen 1914... Dann würde sich vielleicht auch alles andere noch wenden lassen.

Es war eine trügerische Hoffnung. Schon der Waffenlärm, von dem die Täler der Somme zum ersten Male seit dem Weltkrieg widerhallten, als in der vorigen Woche die schweren Angriffe französischer Tanks und Kolonialdivisionen an der deutschen Abwehr zerschellten, war ein drohendes Zeichen für Frankreich, daß keine Wunder der Weltgeschichte sich wiederholen. Die Divisionen hier wußten, worauf es ankam: den Kameraden der Flandernschlacht den Rücken zu decken, bis das Schicksal des großen Kessels im Norden endgültig entschieden sein würde. Dann mußte auch ihre Stunde kommen, wo sie wieder Tritt fassen konnten zum befreitenden Angriff, zum Vormarsch.

Heute morgen um 4 Uhr so ist die gewaltige deutsche Angriffswelle, die nur vorübergehend angehalten war, wieder in Bewegung gekommen. In den letzten Tagen schon rollte es unaufhörlich und endlos vom Norden heran. Regimenter und Abteilungen aller Waffen, von den leichtesten bis zu den schwersten, von den motorisierten bis zu den in Sonnenglut und Staub unermüdlich marschierenden Infanteristen. Trotz dieses gewaltigen Aufmarsches, der sich dicht hinter der Front vollzog, hat der Franzose von den kommenden Ereignissen offenbar nichts gemerkt. Die deutschen Flieger sorgten dafür, daß die feindliche Luftaufklärung nur wenig in das Hinterland eindringen konnte. Das Tarnen gegen Fliegersicht hat man bei allen unseren Truppen ausgezeichnet heraus.

Eine schwere Kanonade, mitunter sich bis zum Trommelfeuer steigernd, lag in den beiden letzten Nächten auf den deutschen Stellungen und über den Dörfern nördlich der Somme. Als aber kein einziges deutsches Geschütz antwortete, die Front der Deutschen sich in Schweigen hüllte, beruhigte man sich drüben bald und stellte am frühen Morgen das Feuer ein, zu der gleichen Stunde also, als der deutsche Angriff schon bis in die letzte Einzelheit aufgebaut war.

8 Sieg über Frankreich

gerufen. Auf einmal schwand alle Ausgelassenheit und machte einer Kälte Platz, aus der allein ruhig gehandelt werden kann. Und irgendwo zitterte die Spannung in einem: der erste Einsatz. Wir warten im Bunker. Der Graf sitzt bei uns, groß und ruhig, der Führer des Bataillons. Von seiner Hünengestalt, von seiner tiefen, rauhen, bisweilen wohltuend groben Stimme geht eine wunderbare Kraft aus. Er trägt die Sicherheit und Zuversicht wie eine Waffe bei sich.

Dieser Bunker wurde im Weltkrieg gebaut. Die Augen tasten die Rippen ab, die uns wie ein Schiffskiel überdachen. Es wird ganz still. Einmal kommt ein Melder die schmalen Holztreppen hinab in das Versteck unter der Erde. Geflüster. Und wieder Lautlosigkeit. Jeder ist weit und allein mit seinen Gedanken.

Auf einmal schüttert die Erde. Alles Denken zerreiht, die Stille zerbißt: Unsere Front, die so lange geschwiegen hat, ist zu einem Toben ohnegleichen erwacht. Aus mehr als zweihundert Rohren auf engem Raum feuert unsere Artillerie. Es brüllt, es stöhnt, es wuchtet im Donner der Geschütze. Unwillkürlich ducken wir uns ein wenig. „Die Unseren“ — ein Lächeln spielt auf allen Gesichtern.

Da bricht das Grollen kurz ab. Wir stürzen hinaus. Ein blässer Morgen ist herausgedämmt, der den wilden Tanz in kalter Nüchternheit zeigt. Jetzt bersten nur noch vereinzelt Artilleriegeschosse, aber die Luft ist zerrissen vom wütenden Häxen der Maschinengewehre, und wie Peitschenhiebe jagen die Gewehrschüsse dazwischen. Es setzt in die Hauswände, es haut in die Dorfstraße, daß der Dreck spritzt. Ein Weg führt in den Fluß hinein. Links eine Hecke, rechts lichtes Erlengebüsch. Wir springen in den Hohlweg, werfen uns in den Dreck. Wieder auf — wieder hämmert der langsame, gehässige Takt des französischen Maschinengewehrs aus nächster Nähe. Hingeworfen: und über unsere Köpfe hinweg macht die Garde einen Bogen Löcher in die Hauswand der Scheune hinter uns.

Jetzt schießen von drüben auch Granatwerfer und Artillerie. Es brüllt und häx, es ist nichts als Lärm um uns. Wir liegen eng an die Hecke geschmiegt. Ein schon kraftloser Granatsplitter klirrt an meinem Stahlhelm, unser zweiter Funklasten wird von einer Maschinengewehrkugel gestreift und eingebult, wenige Zentimeter vor meiner Nase auf dem Rücken des Funktruppunteroffiziers.

Vor uns zieht träge und bleischwer das graue Wasser der Aisne. Drei Mann sind schon drüben, gepreßt in das Gras der Uferböschung, regungslos. Wir kommen nicht weiter. Ein Schlauchboot liegt im Wasser — aber keiner kann es erreichen. Schreie: Sanitäter! Unter den Erlen baut sich einer auf und wird unheimlich still. Schreie: Sanitäter! Sanitäter! Wir kommen nicht weiter. Ich blicke in die Gesichter um mich: Gebändigte Angst, Zorn und Ohnmacht, Fragen. Da flüstert es durch die Reihen: „Der Graf ist verwundet! Der Graf war der erste Schwerverwundete!“ Um ihn war Sicherheit und Zuversicht... Wir kommen nicht weiter! Über dem schweren Wasser braut der Nebel; die ganze Luft ist dick vom Dunst.

Der Marne entgegen





Fahrzeug der deutschen Kriegsmarine mit Minen an Bord unterwegs
Das Seine-Viertel von Rouen nach dem Kampf



Ich bin froh, klar und voll Überlegung zu sein. Und leide wieder darunter: Soll etwa der Angriff abgeschlagen sein, mein erstes Gefecht die erste Schlappe an der Westfront? Ich werde wütend. — Es geht zurück, an einer anderen Stelle soll der Übergang auf die Insel schon errungen sein. Im Dorf treffen wir bereits die ersten Gefangenen.

Eine feuchte Wiese. Schwankende Laubbretter, über Tonnen gelegt, führen auf die Insel. Aus dem dichten Laubgehölz hallt heiser und böse das opfersuchende Brüllen der französischen Maschinengewehre. Ich laufe als erster Funker hinüber, suche Deckung. Es splittert in den Bäumen über mir. Aber ich habe Zeit aufzuatmen, bis die anderen Funktrupps nachkommen. Wie oft habe ich schon im voraus an diese Stunden der Feuertaufe gedacht. Wird man seiner inneren Haltung gerecht werden? Und in aller Spannung ist auf einmal etwas wie Lachen in mir, harte Freude an dem Spiel mit dem Leben.

Keine zehn Schritte von mir liegt an dem Pfad ein schwer verwundeter Franzose. Er hat sich auf einem Ellenbogen ein wenig hochgestützt. Mit der Hand greift er immer wieder zum Bauch, wo unter der offenen Jacke ein blutiges Hemd herausgerissen ist. Ein feines Gesicht. Der dunkle Schatten liegt schon über ihm. Er wehrt sich nicht gegen ihn, aber er bleibt fest in einem herrischen Stolz. Nur sein schöner, weichgeformter Mund ist hart geworden im Schmerz. Der Tod zwingt ihn, halb geöffnet, in eine edle Form. Wie eine griechische Maske. — Ich denke an die Stunden im Hof des Berliner Zeughauses, da ich unter den Masken der sterbenden Krieger stand. Im großen Rund der Halle hatte der Künstler Schlüter aus der mitleidenden Kraft seiner Seele die große Auseinandersetzung des Mannes mit dem Tod dem Stein anvertraut. Da sank das Haupt des müden Greises neben dem jagend im Schmerz und Lebenswillen sich aufbäumenden Menschenkopf, dort schaute ich das Erstaunen, mit dem ein Knabe dem großen Fremden begegnete, der ihn wie eine Blume gebrochen hat. In jene Stunde, da ich im Zeughaus den Gedanken an die Begegnung mit dem Tod zu Ende dachte vor diesen Masken und einer eigenartigen Kraft und innere Sicherheit dabei gewann, musste ich jetzt denken. Der Franzose verzog nicht sein Gesicht, er war eingefügt in die unsterbliche Reihe jener Kunstwerke, aus denen mir das Geheimnis vom Tod des Kriegers Klarheit schenkte; das Geheimnis, das eine eigene Verbindung zur Mutter schafft, die in Todesangst ein Kind gebar, die ihr Leben stets soviel näher dem Tode lebt. Und sie gewinnt auch Kraft, die Kraft der reinen, selbstlosen Liebe aus dieser Nähe. Er mag an seine Mutter denken, wie so viele sterbende Soldaten. Denn Leben gewinnen und Leben verlieren, Geburt und Tod, führen an die eine große Schwelle, sind wie ein Tor zu jener anderen Welt des Geistes, aus der wir kommen, zu der wir immer wieder zurückgerufen werden. — Über mir zischen wieder die Augen durch das Geäst; die meisten Kameraden sind jetzt hinüberbalanciert.

Wie mitten in der Schlacht die Gedanken in die Tiefe sinken können! Aber ist

in den Tagen des Wartens auf diesen Höhen bereits mit den Methoden und Verfahren des französischen Geschützfeuers vertraut, lauschten im Rennen und Hasten nach dem Heulen und Sausen dieser Vielzahl von Granaten.

Immer heißer wurde der Morgen, immer größer aber auch die Zahl der Ausfälle. Gelang es den Franzosen auch nicht, den Tod zu ihrem Bundesbruder zu machen, die glühenden Splitter der Granaten trafen im zerberstenden Aufschlag gemeinsam mit den hochsiegenden Erdbrocken und Steinen die in den Löchern Liegenden. Viele wurden verletzt. Die Sanitäter brachten sie zurück, umheult von den Splittern.

Die Franzosen wollten sich nicht ergeben. Sie wehrten sich, wehrten sich mit allen ihren Kräften. Eine ihrer besten aktiven Divisionen lag vor dem Kern des deutschen Stoßes. Zuerst, vor allem unter der allen Widerstand brechenden Einwirkung der deutschen Artillerie, hatte sich der Poilu zurückgezogen und setzte sich in seinen Aufstellungen zur Wehr. Dort wurde er in den Stunden des Mittags an vielen Stellen hinausgedrückt, verzweifelt sich wehrend, aus allen Rohren schießend, erst durch das steile Feuer von Granatwerfern, durch das rasche Eindecken mit Handgranaten bereit, unter Zurücklassung der Beute aus einer zweiten Stellung die Deutschen erneut zu bekämpfen.

Auf den Wiesen flimmerte die heiße Luft über den Blumen. Süßlicher Dunst der Verwesung wallt auf, lastet auf den Lungen. Schießend und springend, sichernd und immer wieder angreifend kamen die Deutschen voran. Bereits Kilometer von der eigenen Ausgangsstellung. Bis es nicht mehr ging. Die Lungen wollten nicht mehr. Der Nebenmann fehlte. Die Munition ging zur Neige. Bremender Durst dörre die Kehlen. Das gleichförmige Schießen der französischen Artillerie fasste in den Stunden des Mittags flankierend die Vorstürmenden.

Die Männer lagen erschöpft in den Granattrichtern in Deckung. Sie warteten und lauschten auf das Feuer des Gegners. Es wurde heftiger. Irgendwo wurde ein Munitionswagen getroffen. Lodernd fliegen die Flammen zum Himmel. Mit hellem Knall detoniert die Munition.

Das Ziel aber war erreicht, der Einbruch in das Hauptkampffeld gelungen. Der Franzose gab nicht nach, er wehrte sich. Um ein Nest wurde verzweifelt gerungen, bis das MG-Feuer schwieg. Aber es ratterte schon in der nächsten Schusschnelle — so ging es den ganzen Tag über.

Als es Abend wurde an diesem Sonntag im Juni, erschütterte noch immer die maßlose Zahl der französischen Granaten die gequälte Erde. Die Infanteristen aber, die in männlich-tapferem Einsatz gestürmt hatten, begleitet von vorpreschenden bespannten Batterien, geschützt durch Pak und Pioniere, warteten auf den zweiten Tag dieses Sturmes. Der Donner des Tages verrollt. Die Nacht beruhrt lind und kühl die glühenden Schläfen. Im Geschützfeuer der Nacht schliefen die Männer über ihren Waffen nach einem schweren Tag, in dem sie den Einbruch erkämpft hatten im schweren Feuer gut schießender Geschütze.

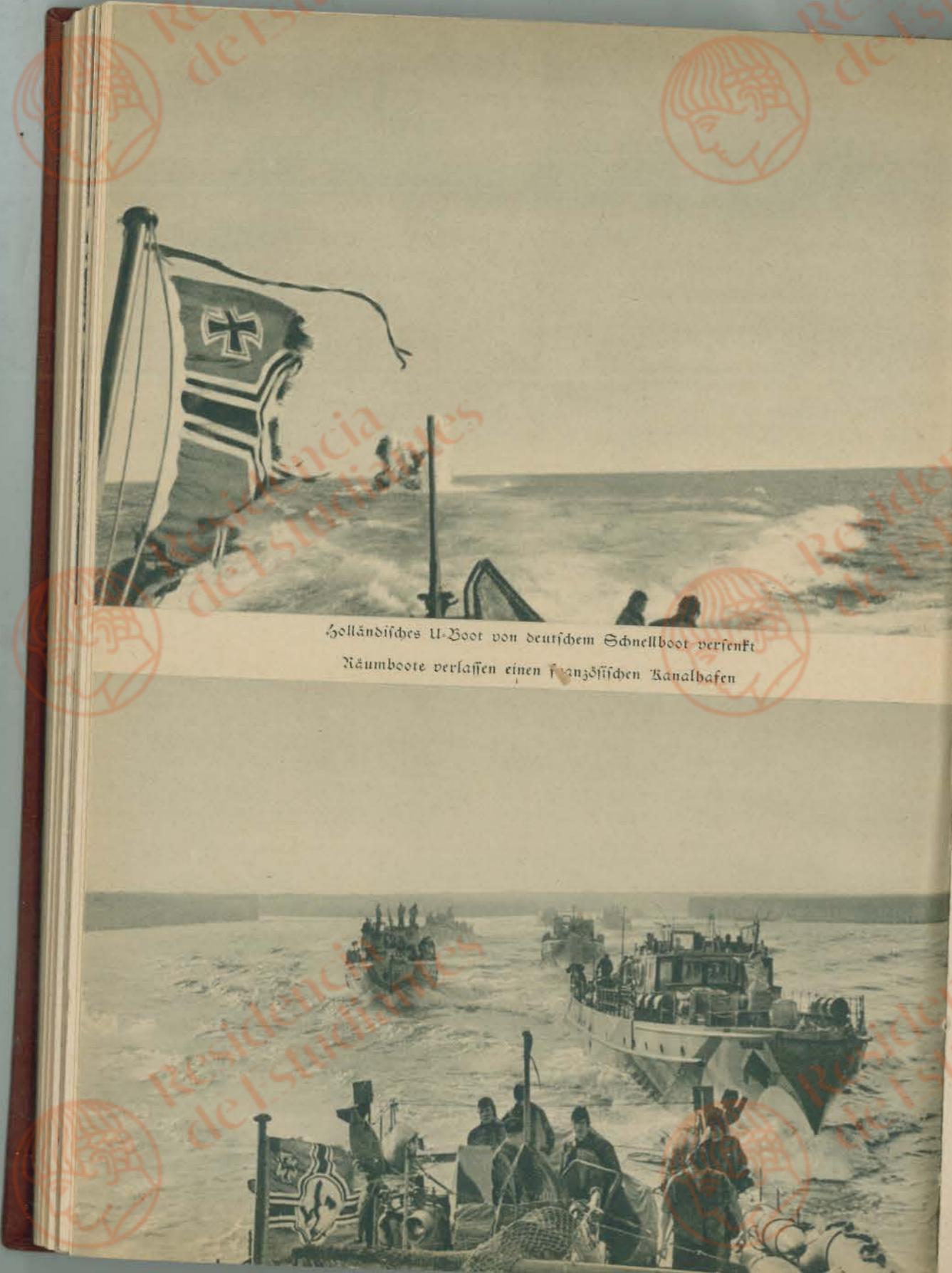


Parade der Erfürmer von Verdun



Der Kommandeur eines Panzerregiments übergibt Generaloberst Guderian eine eroberte französische Fahne

überreicht



Tage im Westen

2. Juni 1940. Unserer nach Westen zielenden Fahrt kommen endlose Ströme von zurückkehrenden Flüchtlingen und entwaffneten belgischen Soldaten entgegen. Schrecken und die Spuren der Entbehrung und Strapazen tagelanger Fußmärsche sind in die Gesichter eingegraben. Alte Leute beugen unter schwerem Rucksack den Rücken, eine Frau schiebt den Kinderwagen, der sich überlastet wie eine Fuhrzeuge aufstürmt, während die Kinder, ein jedes selbst ein Bündel tragend, nebenher laufen. Dann folgt ein Pferdewagen, der von einer Gruppe von Männern gezogen wird; hoch oben über dem aufgepackten Hausrat thronen einige Frauen. Wer gar im Kraftwagen fährt, ist König unter dem Volk. Die Soldaten kommen einzeln in ihre Dörfer nach Hause. Die Fahrräder haben sie meist den heimkehrenden Flüchtlingen zur Verfügung gestellt. Aber auch geschlossene Kolonnen sieht man nach Osten marschieren, insbesondere, je näher man an das Gebiet der Kapitulation zwischen Gent und dem Meere herankommt. Einzelne Abteilungen werden von ihren Offizieren heimgeführt. Alles überflüssige Gepäck ließen die Leute zurück. Nur ein Hüne von einem rotblonden Flamme zieht mit unglaublich vollgepacktem, riesenhaftem Tornister unter der Junisonne grimmig seines Weges. In Brüssel, wo wir uns einige Stunden aufhielten, ist das Straßensbild friedensmäßig, wenn man von dem auch hier nicht abbrezenden Strom der heimkehrenden Flüchtlinge, der zahlreichen belgischen Soldaten absieht. Die übrigen Städte, die wir heute berührten haben, Tongern, St. Trond, Löwen, Aalst, Gent und Brügge, zeigen keineswegs jene Kampfspuren, die ihnen von einer deutschfeindlichen ausländischen Berichtserstattung angedichtet worden sind. Dies ist um so erstaunlicher, als sie zum Teil, wie Löwen und Gent, tagelang im Brennpunkt des Kampfes standen. Die historischen Teile der Stadt Gent sind unbeschädigt, in Löwen weist das Viertel um den Bahnhof Zerstörungen auf; die berühmte Universitätsbibliothek ist inmitten eines unversehrten Stadtteiles ausgebrannt. Dies war das Werk der Engländer, die mit solch barbarischer Vernichtung die deutsche Kriegsführung belasten wollten. Der Gegenbeweis für die britische Brandstiftung ist aber inzwischen lückenlos gelungen.

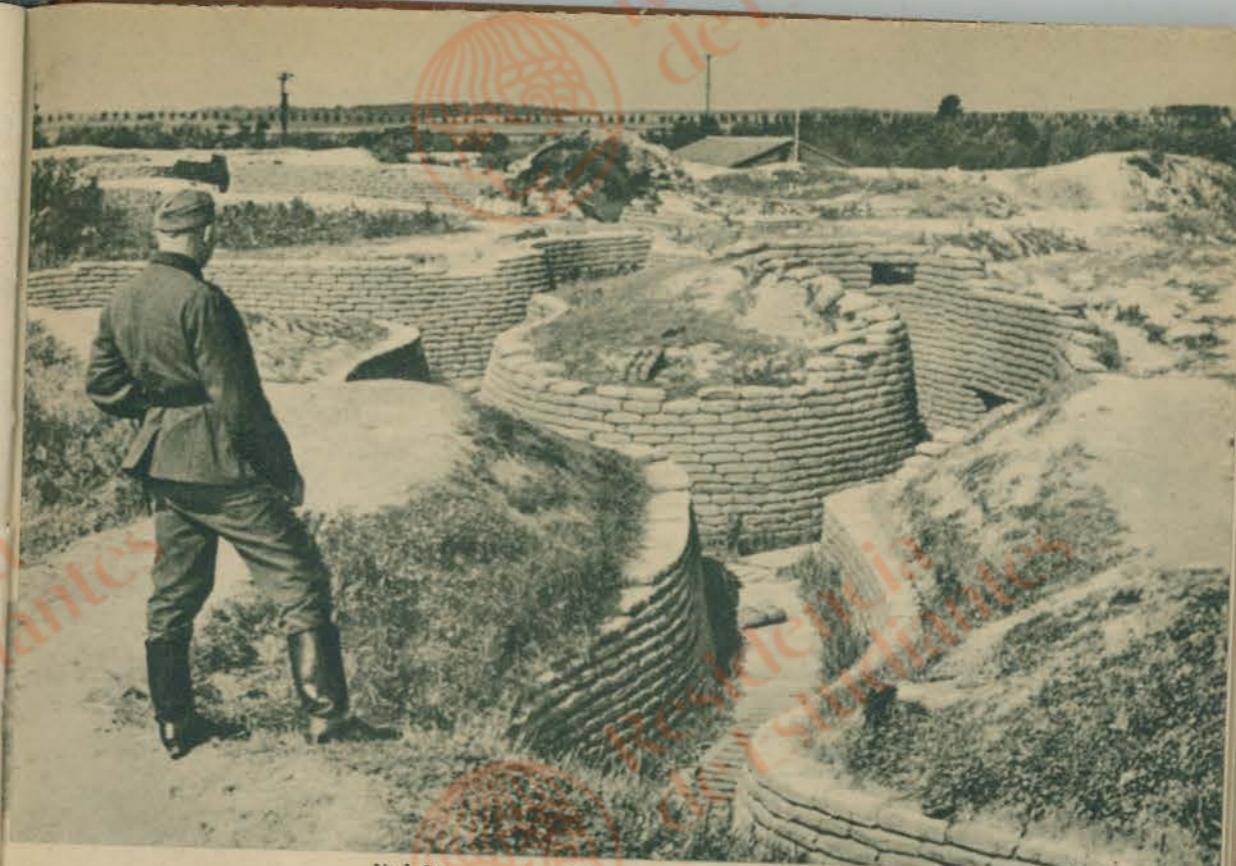
Ein beträchtliches Teil der Zerstörungen in Belgien kann auf die mit Rücksichtlosigkeit vorgenommenen Sprengungen von Eisenbahnanlagen oder Kanals
9 Sieg über Frankreich

Teil umgeht den Gegner rechts, der andere links. Dann beginnt der Feuerzauber. Der Feind ist so überrascht, daß er nicht mehr zum Widerstand fähig ist. In knapp zehn Minuten ist die ganze Abteilung zusammengeschossen. Mit lautem Knall explodieren die Munitionswagen. Die Zugmaschinen kippen mit den Geschützen in die Straßengräben. In wilder Panik versuchen die Engländer nach links und rechts auszubrechen, doch unsere MGs halten sie unter Feuer. Was noch am Leben ist, ergibt sich. Zwölf 15-Zentimeter-Geschütze und eine ganze Menge noch brauchbarer Lastkraftwagen sind die Beute. Der Abteilungskommandeur, ein Oberst, tritt den Weg in die Gefangenschaft an.

Die beiden ausgeschwärmt Kolonnen vereinigen sich auf der Straße wieder zu einer Marschsäule. Doch kaum sind sie drei Kilometer gefahren, da wiederholt sich das gleiche Schauspiel. Diesmal ist es eine englische Munitionskolonne von rund 50 Fahrzeugen. Sie wird ebenfalls aufgerieben. Wir haben einige englische Offiziere auf unsere Wagen genommen, der Rest der Gefangenen trotzt genau so wie die Franzosen die Straße entlang, zurück, um dort von der Feldgendarmerie in Gefangenengelager gebracht zu werden. Der englische Offizier auf meinem Wagen schaut dauernd nach rechts und links. Als ich ihn frage, warum er denn so eifrig Ausschau halte, berichtete er mir, daß er unsere Kampftaktik für eine „Story“ gehalten hätte. Heute müsse er einsehen, daß diese „Story“ doch Wahrheit sei. Er sehe zur Seite, um festzustellen, ob nicht rechts und links der Straße französische und englische Truppen marschierten, die wir bei unserem Vormarsch überholten.

70 Kilometer sind wir heute marschiert. 70 Kilometer Marsch und Kampf. Schon an der Luft spüren wir, daß die See nicht mehr weit sein kann. Die Aufklärungsabteilung wird vorgeschnickt, um zu erkunden, was vor uns liegt. Nun stehen wir ostwärts von F. auf dem Steilufer des Kanals. Vor uns liegt die See. Wir machen links um und marschieren weiter auf F. zu. Die Stadt selbst liegt in einer Senke, nur hoch oben auf dem Ufer steht die Lotsenstation, und dahinter ragen die Trümmer einer französischen Marinestation empor. Zusammen mit uns marschieren vier 2-cm-Geschütze der Flak.

Die Marinestation ist besetzt, wir bekommen auf nur kurze Entfernung starkes Artilleriefeuer. Im Nu hat die Artillerie ihr Geschütz in Stellung gebracht. Die leichten Maschinengewehre beginnen zu feuern. Von halbrechts haben die Franzosen noch Maschinengewehre eingesetzt. Die Panzerwagen werden vorgezogen, die Männer sitzen ab. Mit MGs und Handgranaten gehen sie an den Feind heran. Ein Oberleutnant der Aufklärungsabteilung bringt mit vier seiner Leute die MGs zum Schweigen, während die Flak die Lotsenstation und das dahinterliegende Gebäude der französischen Marine befunkt. Der Gegner stellt sein Feuer ein, wir stoßen nach. Schon sitzen unsere MGs dort, von woher noch vor zehn Minuten der Gegner mit seinen MGs unseren Angriff zu hemmen versuchte. Die Flak macht Stellungswechsel vorwärts. Zusammen mit dem Oberleutnant der Aufklärungs-



Befestigungen der Vimy-Höhe aus dem Weltkrieg

Im alten Kampfgelände von Verdun



Schwerer deutscher Morter vor dem Fort de Maulé



Fernsprechtrupp bei Pont St. Vincent



abteilung dringt sie in die Artilleriestellung ein. Vier fest laftettierte Schiffsgeschüze mit unendlich viel Munition werden genommen.

Im gleichen Augenblick, in dem die Marinestation besetzt wird, entdecken wir auf eine Entfernung von rund einem Kilometer, wie sich tief unter uns um die Mole von S. ein französischer Zerstörer schiebt.

In fliegender Hast machen die 2-Zentimeter-Geschüze der Flak den Stellungswechsel, in Sekundenschnelle werden die ersten Feuerstöße gegeben. Sie sitzen haarscharf. Die Geschüze jagen aus den Rohren, was nur herausgeht. Der Franzose antwortet, doch sein Feuer wird schwächer, ein Geschütz nach dem anderen fällt aus. Wie ein weidwundes Tier dreht der Zerstörer ab und sucht sein Heil in der Flucht. Während sich das Kriegsschiff langsam in den Dunst über dem Wasser verzieht, hören wir in der Luft ein Summen, das stärker, immer stärker wird. Es sind deutsche Stukas. Nach wenigen Minuten dröhnen unsere Ohren, die Stukas haben mit Bomben den Franzosen angegriffen. Wir können es nicht mehr sehen, daß er getroffen worden ist, doch als die Stukas zurückkehren, wissen wir, daß dieser Gegner vernichtet worden ist.

II.

Ein diesiggrauer Morgen liegt über der französischen Kanalküste. Er kommt den Engländern sehr zu staatten. Im Schutze dieses natürlichen Nebels versuchen sie, auf zahlreichen Transportschiffen die Reste ihrer geschlagenen Divisionen nach England hinüberzutreten. Unweit von St. Valéry, das etwa 40 Kilometer westlich von Dieppe liegt, soll die Einschiffung vor sich gehen.

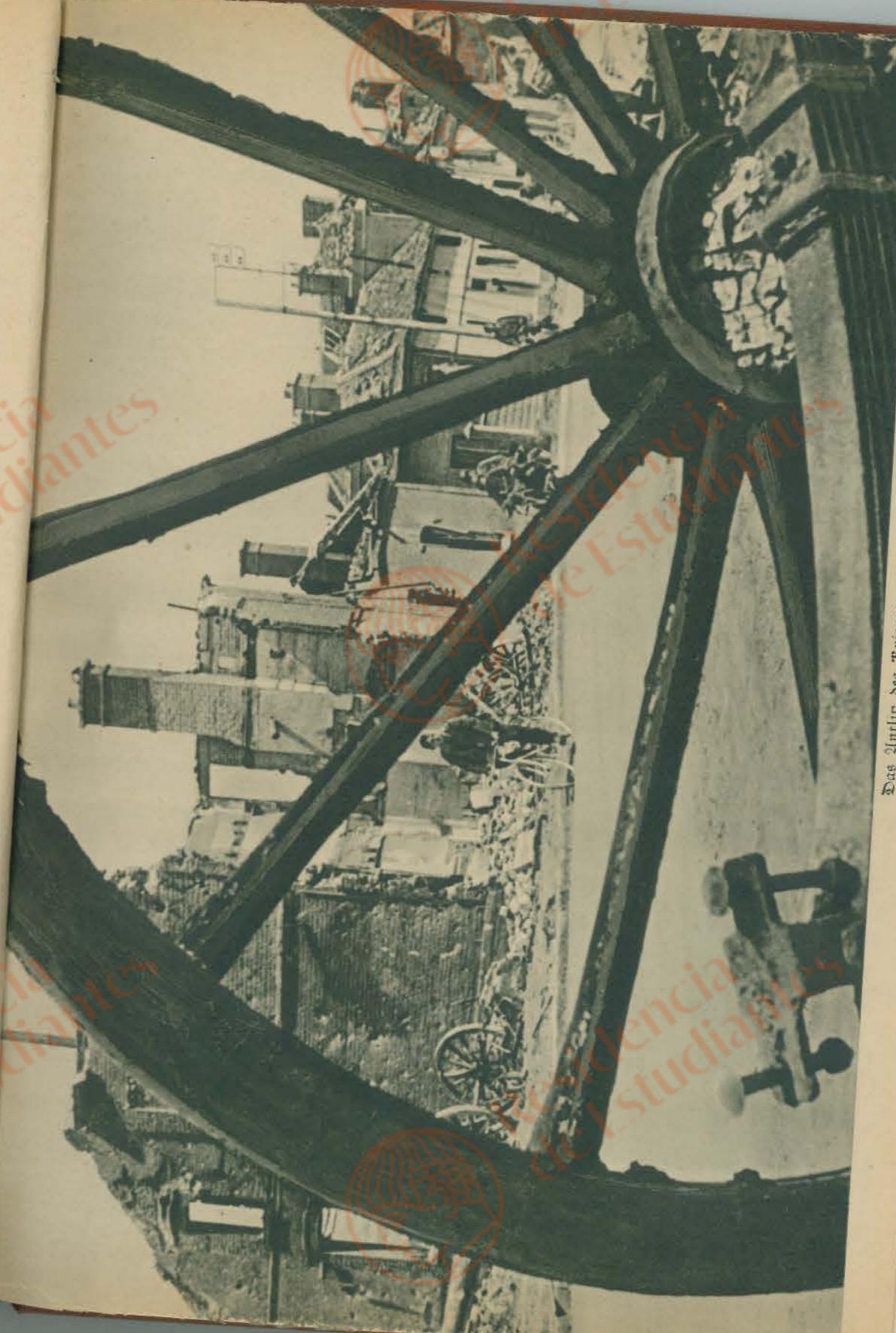
Es ist kein Angriffszeit für unsere Stukas. Aber die fetten Happen lassen sich die deutschen Truppen dennoch nicht entgehen. Geht es nicht aus der Luft, dann wird es eben vom Land aus gemacht.

Es ist ein Tag voll wechselnder Ereignisse. Noch bis zur zehnten Morgensstunde wird auf beiden Seiten heftig gekämpft. Es scheint, als ob es dem Gegner gelänge, dem deutschen Angriff zu trotzen. Da ist es wiederum der deutsche General, der Kommandeur jener Panzerdivision, der die Franzosen und Engländer den Namen „Gespensterdivision“ gegeben haben, der durch sein persönliches Beispiel die Truppe mitreißt und so den Angriff sieghaft nach vorn trägt. Noch vor seinen Panzern und seinen Schützenregimentern fährt der General, kurz vor dem entscheidenden Angriff, der nach der soeben beendeten Artillerievorbereitung ansetzen soll, im offenen Kübelwagen in die Stadt St. Valéry ein. Steinbrocken zusammengeschossener Häuser, verkohlte, noch glimmende Balken versperren die Straße. Überall kracht es noch von Einschlägen, und die scharfen Knalle explodierender Muniz.

Reiter stürmen durch Frankreich

Als vor einigen Tagen die Spitzen der deutschen Verfolgungskolonnen sich Saumur näherten, als die demoralisierten Reste der an Somme und Seine geschlagenen französischen Divisionen, ohne haltzumachen, über die Loirebrücke flütteten und der Bürgermeister Saumur zu einer offenen Stadt erklären wollte, verzögerte der Kommandant der Kavallerieschule diese Absicht und setzte mit seinen eineinhalbtausend Kadetten, Fähnrichen und Kavallerieschülern die Stadt in Verteidigungsstand. Unmittelbar vor den ersten deutschen Stoßtrupps flog die Loirebrücke in die Luft. Und dann knallte es aus allen Häusern des Südufers, knallte es westlich und ostwärts der Stadt in einer Ausdehnung von mehreren Kilometern, knallte es von allen umbuschten Kuppen und sonstigen natürlichen Bastionen des Höhenzuges, dessen weißer Kreidesels jäb in Steilabbrüchen in die Stromniederung abfällt. Mit Maschinengewehren, mit Pak, mit Granatwerfern wehrten sich die Fähnrichen und Kadetten der französischen Kavallerieschule hartnäckig eine ganze Nacht und einen halben Tag, schlügen sie sich verzweifelt in einer hoffnungslosen Lage, während rechts und links von ihnen schon das Chaos des Zusammenbruchs herrschte. Selbst das deutsche Artilleriefeuer konnte diesen auch vom Gegner gern anerkannten tapferen Widerstand nicht lähmen. Sobald es nur einen Augenblick schwieg, ratterten drüber wieder die französischen Maschinengewehre. Sie verzögerten den deutschen Übergang über den Strom erheblich, konnten ihn freilich auf die Dauer nicht verhindern. Als hart westlich Saumur und ein Dutzend Kilometer weiter östlich deutsche Brückenköpfe gebildet waren, räumte der Franzose schließlich die Stadt. Es war zwar nicht ganz so gekommen, wie zwei in der ersten Kampfphase gefangene Fähnrichen glaubten, als sie mit etwas zuviel gallischer Pathetik erklärten: „Es hat in Spanien einen Alazar gegeben, es wird in Frankreich ein Saumur geben.“ Immerhin bleibt das mutige Ausharren der Saumurce Kavallerieschüler auf verlorenem Posten, auch wenn es höchstens 18 Stunden dauerte, ein rühmliches Verhalten, denn die angreifende deutsche Division ihre Anserkennung nicht versagte. Nicht zuletzt vielleicht aus einer gewissen Waffenverwandtschaft heraus, denn auch die deutschen Angreifer waren Reiter. Die deutsche Division, die Saumur eroberte, war eine Kavalleriedivision.

Am 25. Juni stand die Division noch nördlich der Seine, etwa 20 Kilometer

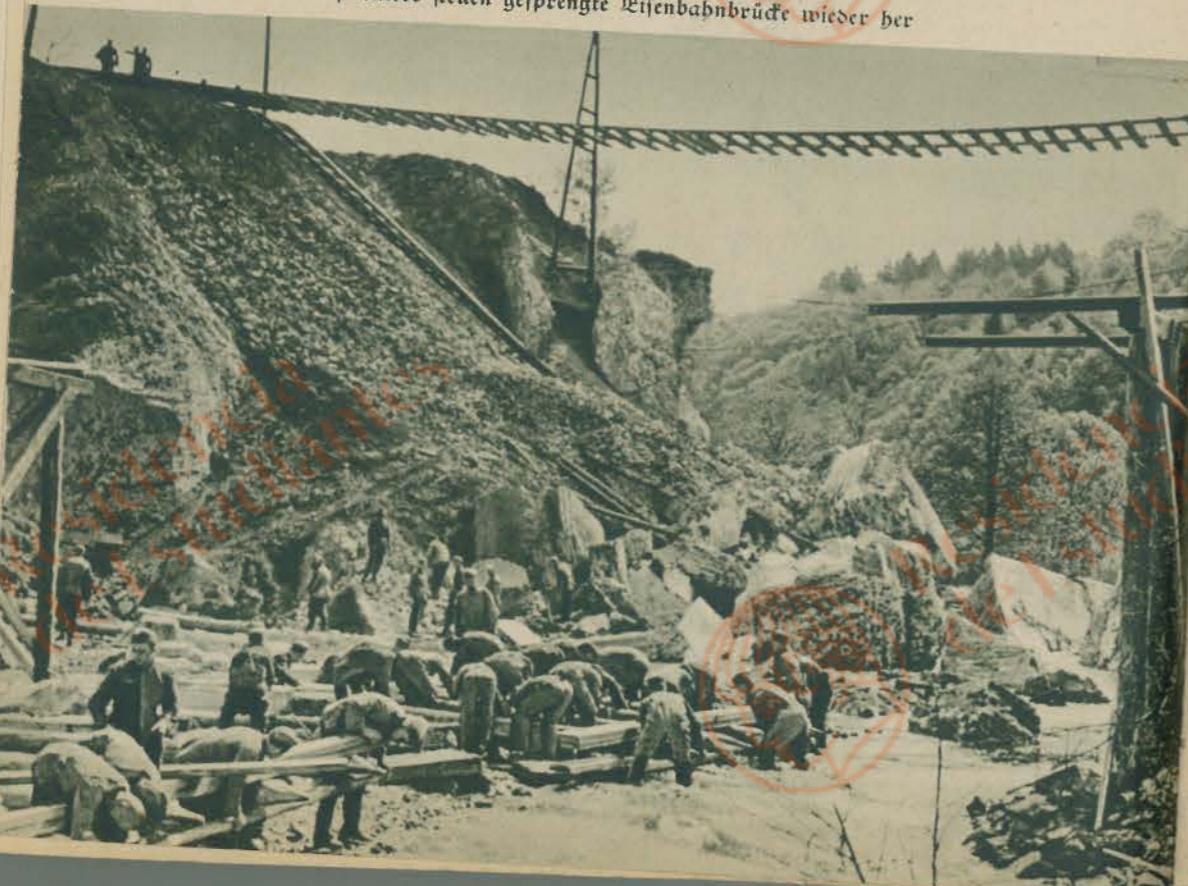


Das Zürich des Krieges



Fesselballon

Pioniere stellen gesprengte Eisenbahnbrücke wieder her



westlich Paris, dort, wo Oise und Seine sich vereinigen. Ungeduldig harrten die Reiter des Befehls, der auch ihnen den Übergang über den Strom freigab. Endlich am 15. Juni kam er. Westlich Meulan setzten die ersten Reiter auf Flößen über. Unter starker Gegenwirkung französischer Artillerie gelang die Bildung eines kleinen Brückenkopfes, der dann langsam erweitert wurde. Eine richtige Brücke konnte allerdings nicht geschlagen werden; es fehlte der Division hierzu an ausreichendem Material. Sie ging daher am 15. und an den beiden folgenden Tagen auf Fähren und Schlauchbooten — die Pferde schwimmend — über den Strom. Auch der gesamte Tross setzte auf solche Weise über. Nur die schweren motorisierten Fahrzeuge benutzten eine weiter stromab gelegene Brücke. So mancher Pionier oder Reiter hat in diesen drei Tagen durchgehend 24 Stunden gerudert. Dabei spielte sich der Übergang anfangs unter einer nicht geringen feindlichen Gegenwirkung ab, die erst gebrochen werden musste. Die Art des Übersetzens bedingte schließlich einen Zeitverlust, der von den Männern der Division um so bitterer empfunden wurde, als die über regelrechte Brücken übergehenden Nachbarverbände inzwischen schon weit Raum nach Süden gewonnen hatten.

Alle empfanden es daher wie eine Erlösung, als am 16. Juni, nach vollständiger Versammnung der Division auf dem südlichen Seineufer, zur Verfolgung des Gegners angetreten werden konnte. Verfolgung! Eine ideale Aufgabe für eine Kavalleriedivision, die nicht nur schnell, sondern auch fähig ist, jedes Gelände zu überwinden. Stürmisch stossen die Reiterregimenter und Radfahrbataillone nun nach Süden vor. Die großen Forste um Rambouillet, den Sommersitz des Präsidenten der französischen Republik, sind rasch durchschritten. Doch bei Maintenon, einem kleinen mittelalterlichen Landstädtchen im Tal der Eure, gleichen Namens wie eine Geliebte des „Sonnenkönigs“, hat sich der Gegner zu neuem Widerstand gestellt. Beinahe wäre der Ic der Division, der zur Erkundung der Eurebrücken im Kraftwagen vorgefahren war, in ein Senegalesenbataillon hineingerumpelt, das nun in der bekannten hinterhältigen Art afrikanischen Buschkrieges den Kampf aufnimmt. Der Anblick einiger hingemeuchelter Angehöriger deutscher Spähtrupps bringt das Blut der Reiter zum Kochen. Bald sind die Schwarzen über den Haufen geworfen. Aber noch lange knallt es hinter Hecken und Büschen hervor, greifen sich tot oder verwundetstellende Senegalesen zum Gewehr, um ahnungslosen Landsleuten in den Rücken zu schießen. Auch nach Überwinden des Eurelaufes kommt es zu neuen Kämpfen mit farbigen Franzosen. Beim Stellungswechsel wird eine Batterie von Negern angegriffen. Wie der Blitz protzt sie ab, feuert aus nächster Nähe auf die in dichten Massen vorstürzenden Schwarzen, pflügt blutige Furchen durch die heulende Welle der Angreifer, von denen kein einziger die Geschütze erreicht. — Am Abend des 16. Juni nimmt die Division Chartres. Das Tagesziel ist erreicht.

In der Nacht zum 17. geht der Franzose in Gewaltmarschen nach Süden zurück. Deutsche Reiterspähtrupps bleiben ihm unermüdlich auf den Fersen. Einem

11 Sieg über Frankreich

Von Châlons nach Lyon

Es war wieder ein schwerer Tag. Die zertrümmerten Reste der zersprengten französischen Regimenter leisten noch Widerstand. In dem kleinen Ort St. Leger, noch vor Châlons, kam die Meldung, Frankreich habe um Waffenstillstandsbedingungen gebeten. So wie wir auf dem ständigen Vormarsch Nachrichten hören: ein kurzer Zuruf, ein paar Fragmente des Wehrmachtberichts. Beim schnellen Vormarsch und während der Gefechte ist man froh, wenn man als Soldat überhaupt etwas davon erfährt, was um uns herum in der Welt vorgeht. Wir wissen nun, Frankreich hat noch nicht kapitulierte. Die Gefangenen, noch immer ganze Trupps und ganze Kompanien, sagen aus, daß sie Befehl haben, Widerstand zu leisten.

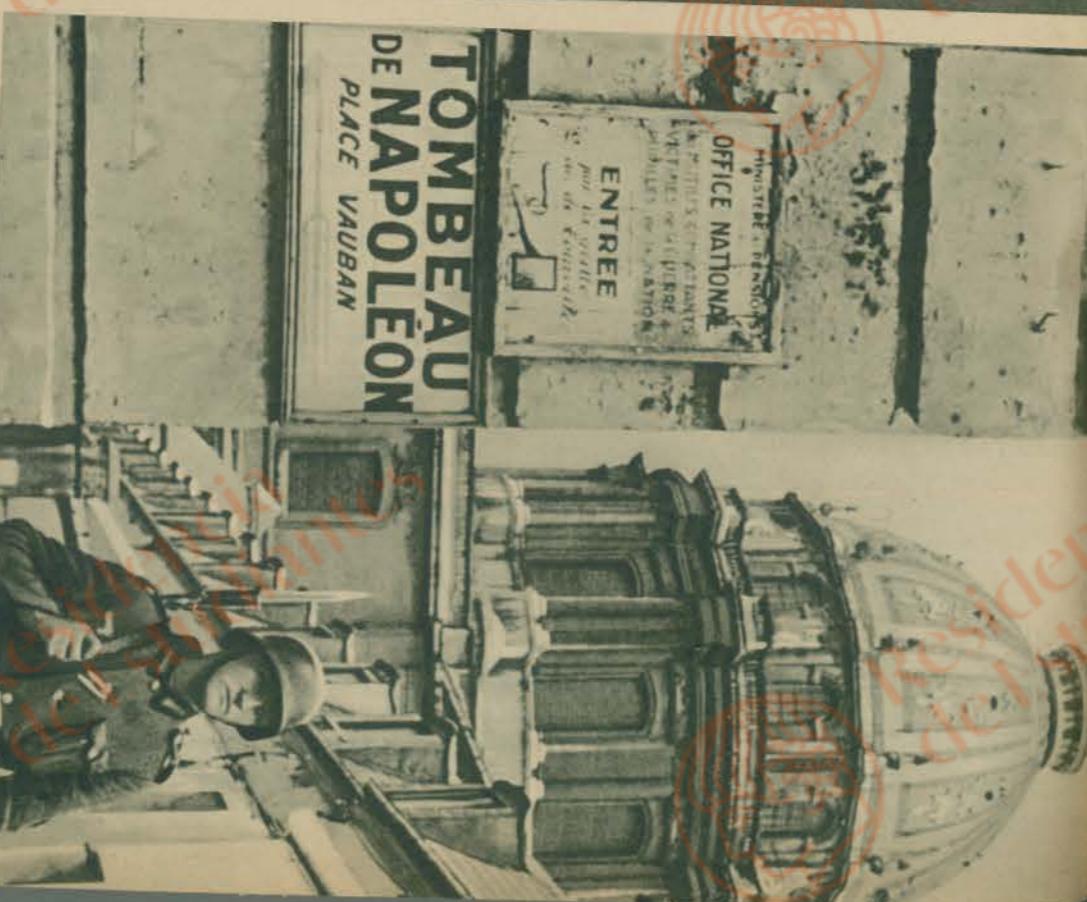
Es ist kein organisierter Widerstand. Die meisten Städte und Dörfer — wir haben es in den anderen Berichten bereits geschildert — ergeben sich ohne Gegenwehr. Die Franzosen kommen oft schon ohne Waffen. In Le Creuzot, dem Schwerpunkt der französischen Rüstungsindustrie, war es so: handstreichartig fiel die Stadt; als der Oberstleutnant und Kommandeur der schweren Waffen des Infanterieregiments an die Stadt, die in einem Tal liegt, heranfährt, um eine sichernde Beobachtungsstelle auszumachen, kommen ihm mehrere französische Soldaten entgegen. Der Aufforderung, sich zu ergeben, leisten sie sofort Folge. Fast erleichtert liefern sie ihre Waffen ab. Mit seinem Adjutanten, einem Oberleutnant, einem Feldwebel, einem Melder und zwei Fahrern fährt der Kommandeur sofort bis zu dem Hauptgebäude der Rüstungswerkstätten. Zwölf Direktoren stehen bleich und aufgeregt vor dem deutschen Offizier. Sie übergeben sofort die Anlage. Hier ist nur der Kopf der Rüstungsindustrie. Die Werke sind über ganz Frankreich verstreut. In Le Creuzot wurden zuletzt nur Panzerplatten und Turbinen hergestellt. Vor 40 Jahren stand der Vater des Oberstleutnants im selben Zimmer — als Vertreter der Firma Krupp. Wir finden genügend Benzin. Unsere Motoren haben übergenug Stoff. Die Stadt selbst ist frei von Soldaten. Kampflos kann das Infanterieregiment einziehen.

Die Straße von Châlons nach Lyon ist eine herrlich breite Autostraße, teilweise drei durch gelbe Quadrate, später sogar vier durch Stahlkreise gezeichnete Autowände. Das Tal der Saône ist eines der landschaftlich schönsten Perlen

Aufziehen der Wache auf den Champs Elysées
Nachtangriff auf ein brennendes Dorf



Radfahrtspatrouille durchfährt zerstörte Ortschaft



Deutscher Posten vor dem Grab Napoleons I.



Radfahrtspatrouille durchfährt zerstörte Ortschaft

Frankreichs. Die Bourgogne, das reiche Weinland Burgund! Tief eingeschnitten. Links die Höhen des Jura und vor Lyon der Blick auf die Voralpen und die Alpen selber. Rechts das Zentralmassiv eines Höhenrückens, der vom sonnigen Himmel wie blaue Berge absticht. Überall rechts und links das Grün der Rebefelder und der Wiesen, mit Tausenden von Büschen und Kusseln und Waldstücken übersät. Landschaftlich wie gesagt ein Genuss für die Augen, die sich an diesem schönen Junitag nicht sattrinken können. Es geht im vollen Tempo, was die Motoren der Transportwagen und der Zugmaschinen hergeben können. Das weinberühmte Mâcon wird durchfahren. Für die Nichtkennen steht am Straßenschild, daß es die Stadt der guten Weine sei. Wir stellen fest, daß es bis nach Lyon noch 67 Kilometer sind, und treten den Gashebel durch. Wenn es in dieser Schnelligkeit weitergeht, sind wir am Mittag in Lyon. In den Dörfern und in den Straßengräben sitzen Truppen französischer Soldaten. Immer öfter werden wir in den Dörfern begrüßt.

Dem Spitzbataillon voraus fährt der Bataillonskommandeur. Sollte Widerstand versucht werden, wollen wir Vernunft gegen Sinnlosigkeit setzen und die Franzosen von der Zwecklosigkeit ihrer Gegenwehr überzeugen.

In der kleinen Stadt Villefranche, die sich lang dahinstreckt, stehen die Bewohner fast Spalier. Alle Geschäfte sind geöffnet. Gern würden wir ein paar Früchte kaufen, aber solange kein Widerstand ist, muß gefahren werden. In Anse, wo die breite Saône einen Bogen an die Chaussee macht, die Anfänge von primitiven Straßensperren.

Das Tal verengt sich, die Höhen kommen dichter an die Straße. Links steigt der Höhenzug zu einer Kuppe an, die wie eine Festung daliegt. Auch rechts ein für die Verteidigung wie geschaffenes Gelände. Gerade fährt der Bataillonskommandeur durch eine Sperré, die als Schikane angelegt ist. Es ist an einer Wegegabelung, die rechts nach Lyon weist, um 12 Uhr. Vom linken Wege plötzlich MG-Feuer. Die Scheibe wird durchschlagen, Motor und Kotflügel werden getroffen. Der Kommandeur springt mit seiner Begleitung in den Graben rechts der Straße. Vor einem Chausseehaus neben der Sperré sitzen die folgenden Radfahrer ebenfalls ab, gehen in Deckung. Granateinschläge. Das kurze, helle Krachen der 7,5-Zentimeter-Granaten, die der Soldat wegen ihres eigenartigen Geräusches beim Aufschlagen „Ratsch-Bumm“ nennt.

Die beherrschenden Höhen zu beiden Seiten der Straße werden verteidigt. Vorsichtig kriechen der Kommandeur und seine Begleiter zurück. Nachher sieht man auf der Straßendecke Loch an Loch der Einschläge. Die Artillerie fährt auf. Tief sinken die Lafetten in den lockeren Boden der Getreidefelder ein.

Schwere Infanteriegeschütze, Granatwerfer gehen in Stellung. Füge und Gruppen arbeiten sich mit ihren MGs an die Höhen heran. Es knallt von überall. Beide Seiten sind dicht bedeckt mit Hecken und Büschen und Waldstücken. In jedem

Sturm auf den Donon

Zurückgeworfen vom Norden und Osten, eisern eingeschlossen von deutschen Regimentern, leisten in den schluchtenreichen und unübersichtlichen Wäldern der mittleren Vogesen am Großen Donon noch die Reste zweier französischer Divisionen einen letzten, teilweise erbitterten Widerstand. Nur wer die Vogesen aus eigenem Erlebnis kennt, wird die Leistung unserer Truppen richtig ermessen können, die in diesem heimtückischen Gelände, wo auf jeden Schritt von im Hochwald verborgenen Schützennestern Feuerüberfälle zu erwarten sind, in unverhältnismäßig kurzer Zeit den Feind geschlagen haben.

Mit dem Spitzbataillon eines Infanterieregiments marschieren wir durch die Hochwaldschlucht des St.-Quirin-Tales, das noch unter französischem Feuer liegt, vorwärts gegen die Dononhöhe. Die Mannschaft des Regiments, das schon an dem Durchbruch durch die Maginotlinie und dem stürmischen Vormarsch durch Nordlothringen einen hervorragenden Anteil hatte, besteht aus Saaländern, Pfälzern und Badensern. Ihnen ist die große Aufgabe zuteil geworden, auch die Quellen der Saar, die auf dem Donon liegen, zu befreien. Frische Soldatengräber am Eingang des St.-Quirin-Tales sind die Zeugen des Kampfes, der in der letzten Nacht bereits hier getobt hat. In einem Gelände, das dem Infanteriekampf alle nur erdenklichen Schwierigkeiten bereitet, stecken im nächtlichen Kampf unsere Truppen vor und warfen den völlig überraschten Feind 15 Kilometer zurück. Trotzdem sind die Wälder immer noch durch Baumstümpfe gefährdet, deren hinterhältige Kampfswise manches Opfer gekostet hat, bis auch sie von den Bäumen heruntergeholt sind.

Nun gilt es, das letzte Bollwerk der von drei Seiten eingeschlossenen und bereits schwer dezimierten Divisionen, den 1100 Meter hohen Donon, zu nehmen. Ohne Rücksicht auf das feindliche Feuer, das noch auf einigen Stellen der einzigen Vormarschstraße in der St.-Quirin-Schlucht liegt, rückt das Regiment nach vorn, an der Spitze ein schneidiger Oberst, der bereits im Weltkriege an allen Fronten, im Westen, Osten und im Orient, als Infanterieoffizier und Flieger gekämpft hat. Uns entgegen kommen bereits die ersten Gefangenens dieses Morgens, zum großen Teil Elsässer, die froh sind, der „Hölle des Donon“ entronnen zu sein. Neben den elsässischen Gefangenens torteln dunkle und zweifelhafte Gestalten, die, wie sich



Generalfeldmarschall Milch auf dem Flughafen von Le Bourget



Der Sturzangriff beginnt



Der Rhein wird überschritten
Rheinschugboote auf der Wacht



herausstellt, einem Straflingsbataillon angehören, talwärts in die Gefangenengräber. Gefichert durch zwei leichte Panzergeschütze und eine Infanterievorhut, erkämpft sich das Regiment unter Ausnutzung der Überraschung des Feindes in flottem Vor-gehen den Weg bis etwa sechs Kilometer unterhalb des Kleinen Donon, der dem Großen Donon vorgelagert ist. Hier hat sich der Franzose in der letzten Nacht eingeschauzt, um den deutschen Vormarsch aufzuhalten. Plötzlich erhält die Spitze Feuer von einem Baumshützen. Zwei Mann sind schwer verletzt. Sofort schwärmt ohne Artillerievorbereitung die Infanterie nach vorn und seitwärts gegen die Waldhöhen, in denen sich der Feind, gut getarnt, verteidigt. In zweistündigem Nahkampf, der wirkungsvoll durch Pak unterstützt wird, wird der Feind mit Handgranaten und Karabinern aus seinen Nester geholt. In Trupps zu 20 und 30 Mann ergeben sich die Franzosen. Völlig demoralisiert kommen sie auf dem Schluchtweg an. Die Spitzengruppe macht allein fast 300 Gefangene in einer Stunde. Das Beispiel ihres jungen Kompaniechefs hat sie mitgerissen. Schwer verwundet durch Kopf- und Kniebeschuss liegt der Oberleutnant am Boden. Trotzdem gibt er, blutüberströmt, weitere Befehle an seine Kompanie. Sanitäter, die ihn nach rückwärts bringen wollen, wehrt er ab.

Trotz des ungünstigen Geländes, obgleich gegen Steilhöhen angetanzt werden mußte und die feindliche Artillerie nicht mit Munition sparte, waren die eigenen Verluste nur gering, weil der Feind sein Ziel viel weiter rückwärts suchte und nicht mit der Kühnheit dieses blitzartigen Vorstoßes auf einer kaum gesicherten Straße rechnete. Unübersehbar wird gegen Abend die Menge der Gefangenen. Endlos ist die Beute an Munition, Waffen, Fahrzeugen, Pferden. Nur noch wenige hundert Meter trennen die deutschen Truppen vom Gipfel des Großen Donon, der bereits unter dem Hagel der schweren deutschen Artillerie sturmreif geschossen wird. Das letzte Bollwerk des französischen Widerstandes in den Vogesen, für das im Weltkrieg so viele Opfer bestens deutschen Blutes gebracht wurden, steht vor dem Fall.

am Waldrand die Dinge ab. Es wird 16 Uhr, es wird 17 Uhr! Den Franzosen wird nahegelegt, eine Funkverbindung aufzunehmen, um die Lage zu klären. Da scheint die Telephonverbindung endlich zu klappen. Um den Fernsprecher im Wagen scharen sich die Mitglieder der Delegation. Armeegeneral Hünziger ergreift den Hörer. Er spricht mit Bordeaux. Dann scheint er Unterstützung zu benötigen. Er übergibt den Hörer dem Botschafter Noel... Plötzlich ist die Verbindung wieder gestört... wieder Unruhe, Bewegung.

Um 18 Uhr wird Gesandter Schmidt, der Vertreter des Auswärtigen Amtes, in den Wagen gebeten, wo ihm Armeegeneral Hünziger eine Mitteilung macht. Fünf Stunden sind seit dem Ende der Aussprache verflossen. Die Franzosen wünschen erneut eine Frist. Generaloberst Keitel setzt in einer in deutscher Sprache gehaltenen schriftlichen Mitteilung eine solche bis spätestens 19 Uhr 50.

Um 18 Uhr 50 wird diese Mitteilung durch den Gesandten Schmidt im Salonswagen General Hünziger überreicht. Vizeadmiral Leluc, der lässig im Sessel sitzend eine Zigarette raucht, erhebt sich und ruft eiligst den Dolmetscher herbei. Die Franzosen umdrängen den Übersetzer, während der Gesandte den Wagen verlässt und dem Generaloberst den Vollzug meldet.

Am Ende einer kurzen Beratung der Franzosen in einem Nebengemach des Wagens werden die Deutschen in den Hauptraum gebeten. Generaloberst Keitel betritt ihn als erster, ihm folgen die anderen Herren. Gleichzeitig erscheinen von rechts auch die französischen Delegationsmitglieder. Eine zehn Minuten lange Aussprache findet noch statt. Dann erklären sich die Franzosen bereit zu unterzeichnen.

Um 18 Uhr 50 wird der Waffenstillstandsvertrag zwischen Deutschland und Frankreich unterzeichnet. Es ist ein Augenblick von seltener Größe. Stehend werden die Unterschriften geleistet. Die Franzosen beginnen damit. Vizeadmiral Leluc kann seine Bewegung nicht verbergen.

Nach der Unterzeichnung bittet Generaloberst Keitel die anwesenden Mitglieder der deutschen und französischen Waffenstillstandskommission, der beiderseitigen Gefallenen ehrend zu gedenken, die ihre Treue zum Vaterland mit dem Tode besiegelt. Eine Minute des Schweigens folgt. Dann verlassen die Franzosen den Verhandlungswagen, um sich nach Italien zu begeben, wo die Verhandlungen ebenfalls sofort aufgenommen werden sollen.

Mit der Unterzeichnung selbst schweigen die Waffen noch nicht. Der Vertrag tritt erst in Kraft, sobald die französische Regierung auch mit der italienischen ein Abkommen über die Einstellung der Feindseligkeiten getroffen hat. Sechs Stunden nach dem Empfang einer Mitteilung hierüber durch die italienische Regierung wird die Reichsregierung die Waffenruhe anordnen und die Franzosen durch Funkspruch davon verständigen.

Um 19 Uhr 00 meldet Generaloberst Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, dem Führer, daß der Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet ist.

Am Grabe des Unbekannten Soldaten in Paris



FRANKREICH
*im
europäischen
Raum*

